

MITTELALTER

1 Einleitung

Aus dem Mittelalter sind ungleich viel mehr Zeugen erhalten und sichtbar geblieben als aus allen vorangehenden Epochen. Spuren lassen sich noch heute in unseren Städten und Dörfern, seltener auch in der Landschaft entdecken. Fast alle heutigen Siedlungen gehen, sofern sie nicht wie Zürich und Oberwinterthur noch ältere Wurzeln besitzen, in ihren Ursprüngen ins Mittelalter zurück.

Das gängige Bild des Mittelalters ist indes ganz wesentlich durch die schriftliche Überlieferung geprägt. Zudem werden wichtige Bauwerke, Kathedralen und Klöster, Burgen und befestigte Städte, mit dem Begriff «Mittelalter» verbunden. Einzelne prägende Persönlichkeiten, von Karl dem Grossen und Richard Löwenherz bis zu Franz von Assisi und der Legendengestalt des Wilhelm Tell, tauchen beim Stichwort «Mittelalter» in unserem Bewusstsein auf. Ein Bild von Belagerungen und Kämpfen von Ritterheeren wird durch verschiedene Computerspiele, die im Mittelalter angesiedelt sind, projiziert.

Hier können die meist unspektakulären, aber dennoch aussagekräftigen archäologischen Objekte das Bild des Mittelalters erweitern und verändern. Sie sind meist im Alltag der Leute angesiedelt und decken verschiedene Lebens- und Tätigkeitsbereiche ab. Zeitlich ist die Auswahl der vorliegenden Objekte auf das Hoch- und Spätmittelalter beschränkt, vereinfacht gesagt auf die Zeit der Burgen, des Aufblühens der Städte, von Handwerk und Handel sowie auf die Krisenzeit des Spätmittelalters, die Zeit des Umbruchs kurz vor der Reformation und den Übergang zur frühen Neuzeit.

Es kann und soll damit kein allgemeiner Überblick über die Geschichte des Mittelalters vermittelt werden. Dazu stehen verschiedene Übersichtswerke, für den Kanton Zürich namentlich die Zürcher Kantongeschichte, zur Verfügung (vgl. das Literaturverzeichnis).

Die Gegenstände geben in erster Linie Einblick in den Bereich der Archäologie, die Objektbeschreibungen zeigen aber verschiedenste Verbindungen zu anderen Quellengruppen auf, die zur Erforschung des Mittelalters einbezogen werden. Denn waren es für die vorangehenden Epochen nur oder doch fast ausschliesslich archäologische Überreste im Boden, so besitzen wir aus dem Mittelalter auch zahlreiche schriftliche Quellen (beispielsweise Urkunden, Verwaltungsakten, Chroniken, literarische Werke) sowie Gebäude und bildliche Darstellungen. Unsere Kenntnisse über das Mittelalter sind deshalb viel breiter als jene über die vorangehenden Epochen. Allerdings sind diese Informationsquellen zeitlich sehr ungleich über die rund 1000 Jahre Mittelalter verteilt.

Schriftliche Quellen

Die schriftlichen Quellen werden erst im Laufe des 13. Jh., vor allem aber im 14. und 15. Jh. zahlreich, decken also im Wesentlichen das Spätmittelalter ab. Während im Früh- und Hochmittelalter der Schriftgebrauch fast ausschliesslich auf den kirchlichen Bereich konzentriert war und

die Schreiber auch für weltliche Geschäfte meist aus dem kirchlichen Umfeld stammten, entwickelte sich im Spätmittelalter eine in viel stärkerem Masse als zuvor verschriftlichte Kultur. Dies betraf besonders alle Arten von Rechtsgeschäften und die Verwaltung namentlich der Städte. Auch die Zahl der Chroniken und literarischen Werke nimmt im Laufe des 14. und 15. Jh. sehr stark zu. Lesen und Schreiben, die schriftliche Kommunikation, hatte in der Gesellschaft einen viel höheren Stellenwert gewonnen (vgl. das Thema Bildung und Wissenschaft). Allerdings waren daran nach wie vor nur bestimmte Gruppen der Gesellschaft beteiligt, was auch das Bild, das durch diese Schriftzeugnisse vermittelt wird, prägt.

Bildquellen

Noch viel stärker als die Schriftquellen betreffen die bildlichen Darstellungen aus dem Früh- und Hochmittelalter den kirchlich-religiösen, erst im Spätmittelalter vermehrt auch den weltlichen Bereich. Bilder sollten in erster Linie eine bestimmte Botschaft vermitteln, sie dienten der Selbstbestätigung durch Symbole. Eine im modernen Sinne dokumentarische Darstellung war dem Mittelalter hingegen fremd. Dies müssen wir uns stets vor Augen halten, wenn wir mittelalterliche Bilder wie etwa jene in der Manessischen Liederhandschrift betrachten. Dort sollte ein (idealisiertes) Bild der ritterlich-höfischen Lebenswelt in Form einer Selbstdarstellung vorgeführt werden.

Mittelalterliche Bauten und archäologische Überreste

Im Gegensatz zur Urgeschichte und – auf dem Gebiet der Schweiz – weitgehend auch zur römischen Archäologie sind die archäologischen Überreste des Mittelalters nicht nur im Boden, sondern auch in zahlreichen Gebäuden erhalten und als Ruinen auch ohne Ausgrabung sichtbar. So kann denn eine archäologische Untersuchung ebenso Bauforschung wie Ausgrabung beinhalten, neben dem Grundriss kann auch die dritte Dimension, die Konstruktion im Aufgehenden, untersucht werden. Neben der Erforschung von Kirchen, Häusern und Burgen spielt wie in den vorangehenden Epochen auch in der Mittelalterarchäologie die Untersuchung von Gräbern und ihres vielfältigen Fundmaterials eine wichtige Rolle.

Während die schriftlichen Dokumente aus dem Mittelalter von wenigen Ausnahmen abgesehen wohlbehütet in den Archiven aufbewahrt werden, ist der Bestand an mittelalterlichen Bauten bzw. Bauteilen wie auch an archäologischen Überresten im Boden gefährdet. Am wenigsten gilt dies für Kirchen und Klöster sowie Burgen, deren Schutzwürdigkeit in der Regel heute nicht mehr bestritten wird. Bedroht sind die unscheinbareren, deswegen aber nicht von vorneherein weniger interessanten Bauten und Bauteile sowie die ohne Freilegung nicht sichtbaren archäologischen Spuren. In grösseren Städten, vor allem in Zürich, aber auch in Winterthur und in der Stadt Rheinau ZH, sind Gebäudeteile, die ins ausgehende Mittelalter zurückgehen, gar nicht so selten. Meist sind es gemauerte Teile von Häusern, die die Jahrhunderte überdauert haben. Vor allem Brandmauern alter Altstadthäuser gehen häufig ins Spätmittelalter (13.–15. Jh.) zurück, während die Fassaden fast immer bei Renovationen

später ersetzt wurden. Selten sind mittelalterliche Dachstühle oder Teile der Innenausstattung eines Hauses – etwa mit Wandmalereien – erhalten. Solche mittelalterlichen Bauteile kommen oft erst bei Umbauten zum Vorschein. Diese bedeuten leider gleichzeitig oft einen Verlust an mittelalterlicher Bausubstanz, vor allem wenn neue und andersartige, einem Gebäude nicht angepasste Nutzungen realisiert werden sollen.

In den Dörfern ist, abgesehen von den Kirchen, mittelalterliche Bausubstanz bedeutend seltener als in den Städten. Die ältesten im Kanton Zürich erhaltenen Bauernhäuser gehen ins 1. Viertel des 15. Jh., einzelne Bauteile auch noch weiter zurück. Die Schweiz ist im europäischen Vergleich besonders reich an frühen ländlichen Holzhäusern. In der Inner- schweiz gibt es, wie sich dank Bauuntersuchung und Dendrochronologie erst in den letzten 10 Jahren gezeigt hat, sogar noch einzelne bis ins 12. Jh. zurückgehende Holzhäuser. Trotz der grossen historischen Bedeutung ist die Erhaltung hoch- und spätmittelalterlicher Bauernhäuser aber keineswegs selbstverständlich, sondern im Gegenteil praktisch in jedem Fall gefährdet.

Verschiedene Quellen – verschiedene Aussagen

Je nach Quellenart – Schriftquelle, archäologischer Befund oder Fund, bildliche Darstellung – sind die Aussagemöglichkeiten sehr unterschiedlich, und je nach Themenbereich, Fragestellung und Zeitabschnitt innerhalb des Mittelalters besitzen die verschiedenen Quellengattungen einen anderen Stellenwert. Mit der Archäologie lassen sich vor allem längerfristige, allmähliche, meist nicht personifizierte Entwicklungen in verschiedensten Bereichen der materiellen Kultur verfolgen. Eine Stärke ist zweifellos die Anschaulichkeit: Die Befunde (Mauern, Gruben, Gräber) und die vielfältigen Funde sind handgreiflich. Während aus den schriftlichen Quellen bekannte oder auch unbekannte Personen unmittelbar zu uns sprechen, legen die archäologischen Befunde und Funde ein indirektes Zeugnis ab; sie wurden meist nicht absichtlich hinterlassen. Man spricht deshalb häufig von archäologischen Überresten, seien es nun Siedlungsabfälle (wie Keramikscherben, Tierknochen usw.), Reste von Bestattungen (Skelette, z.T. mit Beigaben) oder Ruinen bzw. Verfärbungen von Holzbauten (Balkengrübchen, Pfostenlöcher).

Mit Hilfe der Mittelalterarchäologie können verschiedenste Fragen der Siedlungs-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte untersucht werden. Wichtige Themen sind z. B. die Entstehung und Entwicklung von Städten und Dörfern, Bau und Funktionen von Burgen, Veränderungen im Hausbau und in der Wohnkultur, Entstehung sowie Entwicklung von Architektur und Funktionen von Kirchen, Bestattungsbräuche, aber auch technische Innovationen im Handwerk usw.

Mittelalterarchäologie im Kanton Zürich

Wie die ur- und frühgeschichtliche Archäologie geht auch die Archäologie des Mittelalters auf das 19. Jh. zurück. Sie erfuhr jedoch in den vergangenen rund 40 Jahren einen grossen Aufschwung. Vor allem in den 1960er und 1970er Jahren wurden bei Renovationen zahlreiche Kirchen ausgegraben. Im Laufe der 1970er Jahre – z.T. auch etwas früher – gerieten die Städte ins Zentrum des Interesses. Bei Neubauten, Restaurierungen,

Platzgestaltungen und Werkleitungsbauten wurden zahlreiche Rettungsgrabungen, Bauuntersuchungen und Beobachtungen durchgeführt. Die Burgenarchäologie kam in dieser Zeit zwar umfangmässig ins Hintertreffen, wurde nun aber vom Stand lokaler Heimatforschung auf ein wissenschaftliches Niveau gehoben. Den Dörfern und allgemein den ländlichen Siedlungen hingegen wurde lange Zeit wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Erst in den letzten 10 Jahren sind auch in der Schweiz vermehrt Untersuchungen auf diesem Gebiet durchgeführt worden. Doch bis heute wissen wir aus der Archäologie bedeutend mehr über die Entwicklung von Städten und Burgen als über jene von Dörfern.

Folgende Beispiele aus dem Kanton Zürich sollen in knapper Form einen Einblick in Aussagemöglichkeiten der Mittelalterarchäologie – oft in Verbindung mit schriftlichen, z.T. auch bildlichen Quellen – vermitteln. Einige Themenbereiche werden dabei in den einführenden Themen-texten und Objektbeschreibungen wieder aufgenommen.

Beispiel 1: Frühmittelalterliches Zürich – Aufstieg eines Herrschaftszentrums

Wie erst jüngst archäologische Untersuchungen gezeigt haben, war Zürich bereits in der späten La-Tène-Zeit (ab etwa 60–40 v. Chr.) eine befestigte, damals noch keltische Siedlung. In römischer Zeit bildete es als kleinstädtische Siedlung (*vicus*) und Zollstation das wirtschaftliche Zentrum der Region. Massgebend für die Bedeutung von Zürich war seine hervorragende verkehrsgeographische Lage. Zentrum der Siedlung war von spätkeltischer Zeit bis ins Hochmittelalter der Lindenhof, der als Endmoränenhügel den Seeausgang beherrscht. Das dort in spätrömischer Zeit errichtete Kastell bildete den Kern des frühmittelalterlichen Herr-

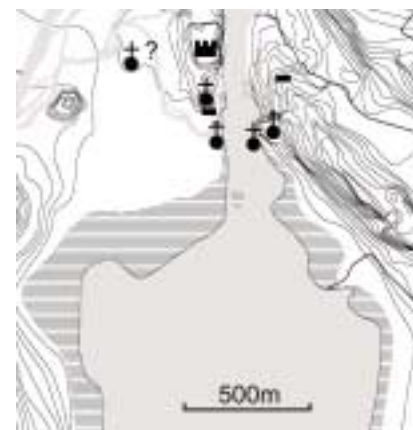
Der Lindenhof in Zürich
aus der Vogelperspektive.
Kantonsarchäologie Zürich.



schaftszentrums. Reparaturen belegen eine länger dauernde Nutzung. Zur Übergangszeit von der Spätantike zum Frühmittelalter (etwa 5.–7. Jh.) geben vor allem verschiedene Bestattungsplätze Auskunft. Ein Gräberfeld lag an der Strasse Richtung Baden AG, westlich des Stauffacher-Platzes. Neben Gräbern der einheimischen, noch römisch geprägten Bevölkerung wurden dort um die Mitte des 6. Jh. einzelne Fränkinnen und Franken bestattet. Diese fremde Herkunft ist an Tracht und Waffenausrüstung zu erkennen. Nachdem um 536/37 Zürich wie auch die Nordostschweiz unter die Herrschaft des fränkischen Merowingerreiches gelangt war, kamen diese fränkischen Gruppen hierher, um die neu erlangte Herrschaft zu sichern und durchzusetzen. Dazu liessen sich Amtsträger des fränkischen Mero-

wingerreichs bei den bestehenden Zentren, namentlich den spätrömischen Kastellorten wie Zürich und Oberwinterthur, nieder.

Am Südrhang des Hügels bei St. Peter hingegen bestatteten noch im 7. Jh. die Nachkommen der einheimischen, römischen Bevölkerung. Im 7. oder 8. Jh. ist auch an der Stelle von St. Peter eine erste Kirche errichtet worden. Dort bildete sich ein Siedlungsteil, der in schriftlichen Quellen als *curtis*, Herrenhof, bezeichnet wird. Ein weiterer Siedlungsteil ist auf Grund einer anderen Gräbergruppe um 700 rechts der Limmat, im Bereich Neumarkt, zu lokalisieren. Zentrum der Siedlung war aber weiterhin der Lindenhof, was auch ein im 8.–10. Jh. angelegter Befestigungsgraben (Rennweg – Fortunagasse) zeigt. Umfangreiche Neubauten in karolingischer und ottonischer Zeit (800–1000) belegen die Entwicklung zur Pfalz, dem temporären Aufenthaltsort von Kaisern und Königen. Auch in kirchlichen Belangen erlebte Zürich in jener Zeit einen gewaltigen Aufschwung. Nach dem Bau des Grossmünsterstiftes an der Stelle der legendären Gräber von St. Felix und Regula wurde im Jahr 853 durch König Ludwig den Deutschen das Fraumünsterstift gegründet und im 10. Jh. entstand die Wasserkirche an der Stelle des Martyriums der Stadtheiligen, woraus sich eine Wallfahrt entwickelte, die der werdenden Stadt weiteren Auftrieb verlieh.



Feintopographie von Zürich mit den frühen Kirchen Grossmünster, Fraumünster, St. Peter, Wasserkirche und der nicht mehr bestehenden Kirche St. Stefan beim heutigen Annahof. Zudem ist der Standort des Lindenhofs eingetragen. Zeichnung Amt für Städtebau der Stadt Zürich/ Archäologie, Urs Jäggin.

Beispiel 2: Gesellschaftliche Veränderungen im Spiegel frühmittelalterlicher Gräber

Ein standesgemässes Begräbnis war im Mittelalter von grosser Bedeutung. So lassen sich auf Grund von Bestattungsbräuchen auch Rückschlüsse auf gesellschaftliche Strukturen und deren Veränderungen gewinnen. Beispiel dafür sind Entwicklungen, die sich an den frühmittelalterlichen Bestattungsplätzen in Bülach ZH beobachten lassen. In Bülach ist einerseits ein nordöstlich des Zentrums gelegenes Gräberfeld des 6. und 7. Jh. bekannt, andererseits wurde ab der Mitte des 7. Jh. auch in bzw. bei der Kirche bestattet.

Im 6. und 7. Jh. war es üblich, die Verstorbenen für das Jenseits mit Beigaben auszustatten: Die meisten Toten wurden in ihrer Tracht, die Männer oft zusätzlich mit Waffen ausgerüstet, begraben. Zum Teil wurden weitere Beigaben wie Geschirr mit ins Grab gegeben. Anhand dieser Beigaben lassen sich klare Abstufungen in der Qualität der Grabausstattungen feststellen, die soziale Strukturen widerspiegeln.

Interessant ist nun die Beobachtung, dass im Gräberfeld von Bülach einige sehr reiche Gräber des 6. Jh. belegt sind. Hier hatten sich offensichtlich Angehörige der

Siedlungstopographie von Bülach. 1–3 römische Siedlungsstellen; 4 Gräberfeld des 6./7. Jh.; 5 Grab der Mitte oder des 3. Drittels des 7. Jh.; 6 Kirche mit Gründergrab des mittleren 7. Jh.; Ortsname eingerahmt: Ausstellungsort einer Urkunde vor dem Jahr 1000. Kantonsarchäologie Zürich.





Die Kirche von Bülach ZH lässt sich durch das darin angelegte Grab einer hochgestellten Dame seit dem mittleren 7. Jh. nachweisen.

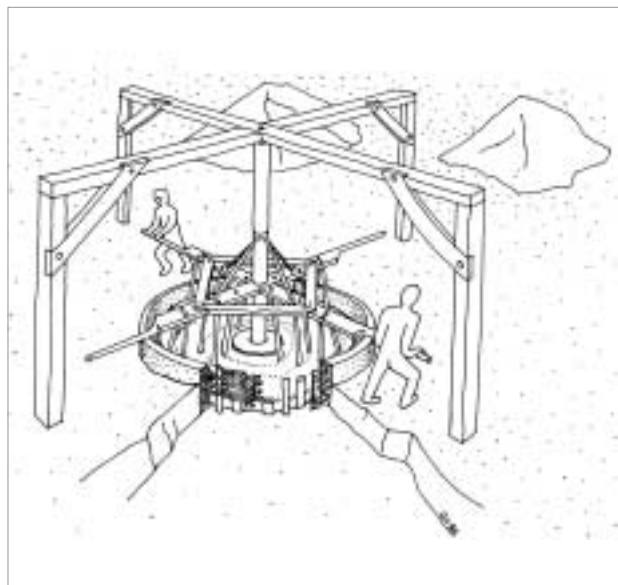
Schweizerisches Landesmuseum.

Bei der auf dem Üetliberg-Uto Kulm ZH gefundenen Mörtelscheibe handelt es sich um ein frühmittelalterliches Mörtelmischwerk. Zu erkennen sind die Rechen Spuren und die Lage eines zentralen Pfostens.

Kantonsarchäologie Zürich.

Rekonstruktion eines Mörtelmischwerks.

D. GUTSCHER, Mechanische Mörtelmischer. Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 38, 1981, S. 186, Abb. 19.



Oberschicht bestatten lassen. Daneben finden sich aber auch in grösserer Zahl einfach ausgestattete Gräber des 6. Jh. Anders ist das Bild im 7. Jh. Nun sind keine reich ausgestatteten Gräber mehr vorhanden. Die lokale Oberschicht liess sich nun, wie ein reiches Frauengrab der Mitte des 7. Jh. zeigt, getrennt von der gewöhnlichen Bevölkerung in der wohl kurz zuvor errichteten Kirche bestatten. Ab dem 8. Jh. war der Friedhof bei, aber nicht in der Kirche dann auch für die breite Bevölkerung der übliche Bestattungsort. In der Wahl des Bestattungsortes zeigt sich damit im 7. Jh. eine Separierung der Oberschicht.

Der Fall in Bülach ist dabei keineswegs ein Einzelfall. Im Gegenteil, dies ist geradezu ein zeittypisches Phänomen, dessen Ursache in einer verstärkten Abgrenzung der sozialen Oberschicht von der breiten Bevölkerung zu suchen ist.

Beispiel 3: Ein Bauvorhaben des Königs Rudolf von Hochburgund auf dem Üetliberg?

Seit der Jungsteinzeit wurde der Üetliberg immer wieder begangen und besiedelt. Neben Überresten aus den urgeschichtlichen Epochen, der römischen Zeit, dem Hochmittelalter und der Neuzeit wurden bei den Ausgrabungen von 1985/86 auf dem Uto-Kulm auch Spuren aus dem 10. Jh. entdeckt: drei Mörtelmischwerke, ein Reitersporn und eine Silbermünze. Die drei Anlagen zum Mörtelmischen zeigen, dass damals auf dem Üetliberg ein grosses Bauvorhaben im Gang war, denn vergleichbare Mörtelmischwerke finden sich andernorts bei bedeutenden Bau-

werken. Interessanterweise sind auf dem Üetliberg aber kaum Mauern aus dieser Zeit vorhanden. Es ist deshalb anzunehmen, dass das Projekt nicht über erste Arbeiten hinaus kam, also nie fertig gestellt wurde. Die erwähnte Münze dürfte Aufschluss über den Bauherrn geben. Es handelt sich um einen in Zürich geprägten Pfennig des Königs Rudolf von Hochburgund. Nur über kurze Zeit konnte dieser – kurz nach 914 – seine Herrschaft in das Gebiet der schwäbischen Herzöge bis in den Raum Zürich ausdehnen. Bereits 919 wurde sein Heer in einer Schlacht bei Winterthur ZH geschlagen. Die Münze vom Üetliberg und ein in Zürich gefundener Bleiabschlag mit einem Münzbild (vielleicht ein Gewicht) sind die einzigen unmittelbaren Zeugnisse seiner Herrschaft in Zürich. Die Münze und die Mörtelmischwerke weisen nun darauf hin, dass König Rudolf von Hochburgund auf dem Üetliberg eine Burg errichten wollte, diese aber während seiner kurzen Herrschaft über das Zürcher Gebiet nicht fertig stellen konnte.

Beispiel 4: Burgen – Herrschaftszentren und Keimzellen des Landesausbaus

Burgen spielten im Hochmittelalter als Herrschaftszentren eine wichtige Rolle. Je nach Besitzerfamilie konnten Grösse und Ausstattung einer Anlage ganz unterschiedlich sein. Prominente Beispiele wichtiger Anlagen im Kanton Zürich sind die Burgruine Alt-Regensberg sowie Mörsburg und Kyburg. Der mächtige Wohnturm auf der Mörsburg wurde im 13. Jh. an der Aussenseite mit grossen Findlingen ummantelt. Etwa aus der gleichen Zeit stammt der in Bossenquadern gefügte Bergfried der Kyburg. Bauherren waren in beiden Fällen die Grafen von Kyburg, die bis zu ihrem Aussterben 1264 in der Nordschweiz eine wichtige Rolle gespielt hatten. In beiden Bauwerken wird die Macht der Besitzer, aber auch deren Bedürfnis nach Repräsentation sichtbar. Der fortifikatorische Aspekt spielte dabei eine untergeordnete Rolle. Aber auch kleine Burganlagen, die wie z.B. die heute zerstörte Burg Bonstetten lediglich aus einem von einem Graben umgebenen Wohnturm bestanden, hoben sich deutlich vom Gehöft einer gewöhnlichen Bauernfamilie ab. Archäologische Funde, darunter eine elfenbeinerne Schachfigur, belegen einen adeligen Lebensstil. Für den Alltag und die wirtschaftliche Existenz der Burgbewohnerinnen und -bewohner spielte allerdings der Wirtschaftsbetrieb eine entscheidende Rolle. Von der landwirtschaftlichen Tätigkeit zeugen z.B. Sicheln und Rebmesser, die regelmässig bei Burgengrabungen zum Vorschein kommen. Viele Burgen wurden auf neu gerodetem Land errichtet. Charakteristisches Bei-



Silbermünze des Königs Rudolf II. von Hochburgund, gefunden auf dem Üetliberg-Uto Kulm ZH.

Kantonsarchäologie Zürich.

Die Burg Schauenberg bei Hofstetten ZH wurde durch österreichische Amtsleute zusammen mit Bürgern von Zürich und Winterthur vor 1344 zerstört. Diese Zerstörung ist sowohl aus der schriftlichen Überlieferung als auch aus der archäologischen Untersuchung eindeutig belegt.

Kantonsarchäologie Zürich.





Im brandzerstörten Nebengebäude der Mörsburg ZH haben sich neben Vorräten aus der landwirtschaftlichen Produktion auch Sicheln erhalten.

Kantonsarchäologie Zürich.

Rekonstruktion der Siedlung Winterthur um 1100. Ab dem 11. Jh. wurden längs der heutigen Marktgasse rechtwinklig dazu ausgerichtete Häuser gebaut.

Kantonsarchäologie Zürich.

Die Rekonstruktion der Siedlung Winterthur um 1200 zeigt die Befestigung der Kernstadt, die neu angelegten Gassenzüge und den Stadtbach.

Kantonsarchäologie Zürich.



spiel einer kleinen Rodungsburg ist die Burg Schauenberg bei Hofstetten, die im 13. Jh. auf einer abgelegenen Anhöhe auf fast 900 m über Meer erbaut wurde.

Beispiel 5: Winterthur – der Wandel zur Stadt

Im Jahr 1180 lässt sich die Siedlung in der heutigen Altstadt von Winterthur zum ersten Mal mit Sicherheit in einer Urkunde fassen. Die schriftlichen Quellen des 13. Jh. zeugen von der Entwicklung zur Stadt. Die vorangehende, bis ins 6. Jh. zurückreichende Entwicklung kann auf Grund der archäologischen Überreste verfolgt werden. In der Zeit um 1000 richtete sich ein Adelsgeschlecht in der Kirche im Zentrum der Siedlung, der heutigen Stadtkirche, eine Begräbnisstätte ein (vgl. das Thema Religion und Glaube). Das erste Gotteshaus war bereits im 7. oder 8. Jh. errichtet worden. Nach einem ersten Neubau im 9./10. Jh. entstand im 11. Jh. eine grosse romanische Kirche mit einem Anbau für die Adelsgrablege. In der gleichen Zeit erlebte auch die Siedlung einen Aufschwung. Entlang der heutigen Marktgasse entstand eine regelmässige Bebauung. Importgüter wie Hering und damals noch seltene und entsprechend kostbare Trinkgläser gelangten nach Winterthur, wo vermutlich bereits damals regelmässig ein Markt abgehalten wurde.

Ein weiterer Ausbau, ja eine eigentliche Umstrukturierung der Siedlung erfolgte in der Zeit um 1200. Winterthur wandelte sich zur Stadt. Der Kern der Siedlung mit der Kirche im Zentrum wurde nun befestigt, der Aushub aus den Gräben grossflächig planiert, Gassenzüge wurden neu ausgeschieden und gleichzeitig Stadtbäche angelegt. Noch im 13. Jh. erhielt Winterthur auch eine Trinkwasserversorgung. Über hölzerne Wasserleitungen wurden Brunnen mit Quellwasser gespiesen. In der gleichen

Zeit entstanden mehrere Steinhäuser, die Kirche wurde zur städtischen Pfarrkirche umgebaut. Mit all diesen Baumassnahmen hatte sich innerhalb eines Zeitraums von nur 50 bis 100 Jahren Winterthur radikal verändert.

Beispiel 6: Werkstätten eines gefragten Handelsgutes

Der Bodenseeraum ist seit dem 12. Jh. als bedeutendes Produktionsgebiet von Leinenstoffen bekannt. Zahlreiche schriftliche Quellen geben Auskunft über den Handel, der weit über die engere Region bis in den Nordsee- und in den Mittelmeerraum eine wichtige Rolle spielte. Schriftlich fixierte Vorschriften sollten die Qualität der Produkte garantieren. Die schriftlichen Quellen geben z.B. auch Auskunft über Zölle oder über Perso-

nen, die in der Leinwandproduktion und im -handel tätig waren.

Einen anderen Aspekt dieses Handwerkszweigs kann die Archäologie beleuchten. In der Altstadt von Winterthur konnten mehrere Webkeller aus dem 13. und 14. Jh. untersucht werden (vgl. Objekt 27). Wie Spuren von Webstühlen belegen, standen in den Kellern auf engem Raum bis zu vier Webstühle. Neben feinem Leinengewebe wurde hier auch Hanftuch gewoben. Bei den Webstühlen handelt es sich um Trittwwebstühle, die ab dem 11./12. Jh. bei uns den Gewichtswwebstuhl (vgl. Objekt 26) verdrängten. Mit dem Trittwwebstuhl

konnte viel schneller gewoben werden. Erst dies dürfte den Aufschwung der Leinwandproduktion zur «Exportindustrie» überhaupt ermöglicht haben.

Renata Windler



Unter der Obergasse in Winterthur kamen die mit Rutengeflecht gesicherte Böschung des Stadtbachs und im Hintergrund eine hölzerne Wasserleitung aus dem 13. Jh. zum Vorschein.

Kantonsarchäologie Zürich.

Weiterführende Literatur

- H. BOXLER, J. MÜLLER, Burgenland Schweiz. Bau und Alltag (Solithurn 1990).
- Burgenkarte der Schweiz, Blatt 2: Nordostschweiz (Wabern 1978), eine Neuauflage erscheint 2005/2006.
- N. U. M. FLÜELER, Stadluft, Hirsebrei und Bettelmönch – Die Stadt um 1300 (Stuttgart 1992).
- N. U. M. FLÜELER-GRAUWILER (Hg.), Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 1: Frühzeit bis Spätmittelalter (Zürich 1995).
- A. FURGER, C. JÄGGI, M. MARTIN, R. WINDLER, Die Schweiz zwischen Antike und Mittelalter (Zürich 1996).
- Geschichte der Schweiz und der Schweizer (Basel/Frankfurt am Main 1986).
- M. GRAF u.a., Hintergrund – Untergrund. Archäologische Entdeckungsreise durch Winterthur. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek 331, 2001 (Zürich 2000).
- M. ILLI, Wohin die Toten gingen. Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt (Zürich 1992).
- Lexikon des Mittelalters, Bde. 1–9 (München 1980–1998).
- R. MARTI, L. STEINER, R. WINDLER (Hg.), Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter, Band 6: Frühmittelalter (5.–8. Jahrhundert), erscheint 2005 in der Reihe «Antiqua».
- W. MEYER, E. WIDMER, Das grosse Burgenbuch der Schweiz (Zürich 1978?).
- J. TAUBER, F. HARTMANN, Fundort Schweiz. Von den Karolingern bis zur grossen Pest (Solithurn 1988).
- L. VISCHER, L. SCHENKER, R. DELLSPERGER (Hg.), Ökumenische Kirchengeschichte (Freiburg i.Ü./Basel 1994).

2 Gesellschaft und Alltag

Die mittelalterliche Gesellschaft

Grundsätzlich war das Mittelalter durch eine ländliche Gesellschaft geprägt. Der allergrösste Bevölkerungsteil lebte von den selber erwirtschafteten Bodenerträgen. Im frühen Mittelalter beruhte das Gesellschaftsmodell auf der Unterscheidung zwischen Freien und Unfreien sowie Geistlichen und Weltlichen. Erst im Hochmittelalter (ab 11. Jh.) tauchte die Dreigliederung in Betende (geistlicher Stand), Kämpfende (Adel und Ritter) und Arbeitende (Bauern und Handwerker) auf. Es ist allerdings sehr umstritten, wie stark der Wirklichkeitsbezug dieses Modells tatsächlich war, denn es gab abweichende Gesellschaftsgliederungen und – wenn auch in Ausnahmefällen – eine soziale Mobilität zwischen den Ständen. Innerhalb dieser drei Stände wurden dann insbesondere im Spätmittelalter weitere Untergliederungen getroffen: z.B. die «Kämpfenden» in Hochadel und Dienstadel oder die «Arbeitenden» in eine Vielzahl von in sich wiederum hierarchisch geordneten Handwerkern.

Die Familie war die Grundgemeinschaft der durchwegs patriarchalisch geordneten Gesellschaft. Jeder Mensch war Teil einer Gruppe oder Familie und kein Individuum im modernen Sinn. Die Familie war auch Modell für grössere, nicht verwandtschaftlich begründete Gemeinschaften wie Königsherrschaft, Grundherrschaft oder Klostersgemeinschaft (Mönchskonvent), an deren Spitze der König, Graf oder Abt wie ein *pater familias* stand. Sogar die ganze Menschheit wurde als Familie mit Gott als Vater angesehen. Zur kleinsten Familieneinheit gehörten nach mittelalterlichem Verständnis alle in einem Haus lebenden Personen (inkl. Gesinde, Gesellen).

Bereits im Wochenbett führten mangelnde Hygiene und schlechte medizinische Kenntnisse zu Krankheit und Tod. Mütter- und Kindersterblichkeit waren im Mittelalter sehr hoch (vgl. das Thema Religion und Glaube). Dies führte zu «Patchwork-Familien», wo der Mann mit Frau und Kindern aus mehreren Ehen zusammenlebte.

Kinder hinterlassen in archäologischen Quellen selten Spuren. Spielsachen, meist in Form von Tonfiguren, erlauben einen Einblick in die



Die Gliederung der mittelalterlichen Gesellschaft nach Ständen: links oben die Geistlichen, rechts oben der Adel und unten das arbeitende Volk. Nach einem Holzschnitt aus dem 15. Jh.

N. FLÜELER, M. FLÜELER-GRAUWILER (Hg.), Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 1 (Zürich 1995), S. 408.

Kinderwelt. Sowohl auf dem Land wie in der Stadt mussten die Kinder bei der täglichen Arbeit mithelfen, zur Schule gingen die wenigsten. Mit der Rolle als Mutter und Hausfrau waren die Frauen sehr früh konfrontiert, denn sie heirateten bereits mit rund 15 Jahren. Frauen waren generell im Gewerbe oder in der Landwirtschaft tätig.

Der Tagesablauf der Menschen im Mittelalter

Objekte 22, 23



Monatsbilder auf dem Wandgemälde im «Haus zum langen Keller» in Zürich, Rindermarkt 26, Datierung 1320/30. Links oben ist eine offene Herdstelle zum Kochen und Fleischröchern dargestellt, die in den Wintermonaten (1. Bild: Januar) eine beliebte Wärme- und Lichtquelle war. Als bäuerliche Tätigkeiten sehen wir Schneiden der Bäume (2. Bild: Februar), Aussähen der Sommersaat (3. Bild: März), Überprüfen des Wachstums (6. Bild: Juni), Kornernte (7./8. Bild: Juli/August), Weinernte (9. Bild: September), Schlachten von Schweinen und Rindern (10./11. Bild: Oktober/November). Schliesslich wärmt sich im Dezemberbild ein Mann an einem Kachelofen.

N. FLÜELER, M. FLÜELER-GRAUWILER (Hg.), Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 1 (Zürich 1995), S. 291.

Spätmittelalterliche Anhänger, Zierbleche von Kleidungsstücken und Nestelspitzen (Blehhülsen). Diese Metallgegenstände gingen bei Kirchenbesuchen in der Winterthurer Stadtkirche verloren.

Kantonsarchäologie Zürich.



Im Mittelalter richteten sich die Menschen nach der Natur, der Tag begann mit dem Sonnenaufgang und endete mit dem Sonnenuntergang. Die bäuerliche Tätigkeit war durch den natürlichen Wechsel von Tag und Nacht und der Jahreszeit bestimmt. Die Arbeitszeit war von der Dauer der Helligkeit abhängig; Kerzen und Talglämpchen waren wenig effizient. Gearbeitet wurde an sechs Tagen, lediglich der Sonntag und religiöse Feiertage sowie Feste waren frei. Wichtige Tätigkeiten des mittelalterlichen Menschen sind in den Monatsbildern auf dem Zürcher Wandgemälde im Haus «Zum langen Keller» dargestellt (vgl. Abb.). Die alltägliche Haupt Sorge der (meisten) Menschen im Mittelalter war, überhaupt genügend zu essen zu bekommen. Bauern mussten zudem viele Nahrungsmittel ihrer Herrschaft abliefern.

Die Kleidung

Objekte: 24-28

Neben der monatlichen Tätigkeit zeigt uns das Zürcher Monatsbild, wie die mittelalterlichen Menschen gekleidet waren. Sowohl bei Frauen wie bei Männern waren Röcke üblich. Im archäologischen Fundmaterial sind Trachtbestandteile aus nicht vergänglichem Material überliefert, z. B. Gürtelschnallen, Fibeln und winzige Funde wie Zierbleche, Stecknadeln sowie Nestelspitzen (Blehhülsen) aus Metall, mit denen die Enden von Schnüren oder Bändern verstärkt waren (vgl. Abb.). Zur frühmittelalterlichen Kleidung geben Grabfunde aus dem 6. und 7. Jh. Auskunft. Damals wurden die Verstorbenen noch in ihrer Tracht begraben. Männern wurde teilweise die Waffenausrüstung mit ins Grab gegeben. In Gräbern des 6. und 7. Jh. werden deshalb oft Gürtelschnallen, Schwerter, Lanzen- und Pfeilspitzen sowie Schmuck gefunden (vgl. das Thema Religion und Glaube).

Mittelalterliche Kleider sind wegen der schlechten Erhaltungsbedingungen im archäologischen Material nur sehr selten überliefert, dafür geben uns Darstellungen von mittelalterlichen Menschen

Mittelalterliche Kleider sind wegen der schlechten Erhaltungsbedingungen im archäologischen Material nur sehr selten überliefert, dafür geben uns Darstellungen von mittelalterlichen Menschen

sowohl in der Malerei, Bildhauerkunst oder Buchmalerei wie auch auf Ofenkacheln oder in Form von Tonfiguren eine Vorstellung der damaligen Kleidung (vgl. auch die Textilherstellung bei den Objekten 24–27). Die Kleidung war abhängig von der Mode und von der sozialen Stellung des Trägers oder der Trägerin. Farben, Stoffe und Schnitt der Kleider sind je nach sozialer Stellung unterschiedlich. So wurden Rot und Blau oder Grün vorwiegend vom Adel getragen, mit dunkel, oft braun gefärbten Kleidern waren geistliche Personen aber auch Diener gekleidet. Darstellungen auf Ofenkacheln und Tonfiguren aus dem Kanton Zürich führen uns durch eine spätmittelalterliche Modeschau.

Eine Ofenkachel aus der Moosburg ZH zeigt ein stehendes Liebespaar, welches nach höfischer Manier elegant gekleidet ist (vgl. Abb.). Der mit Locken frisierte Mann trägt einen knielangen Rock. Die Beinlinge, d.h. lange Strümpfe, enden in charakteristischen spitzen Schnabelschuhen. In seiner linken Hand hält der Mann einen Jagdfalken, das soziale Rangzeichen des Adels. Die Frau ist mit einem langen Kleid mit Stehkragen gekleidet, darüber trägt sie einen weiten Überwurf.

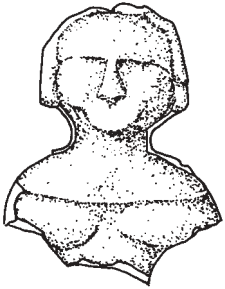


Fibel aus Bronze mit Glaseinlagen aus der Burg Schauenberg ZH. Datierung 13. Jh. Broschen dieser Art dienten als dekorativer Verschluss der Bekleidung und wurden an gut sichtbaren Stellen getragen.

Kantonsarchäologie Zürich.

Ofenkachel mit höfischem Paar von der Moosburg ZH, kurz nach 1425.

TH. BITTERLI, D. GRÜTTER, Alt-Wädenswil. Vom Freierenturm zur Ordensburg. SBKAM 27 (Basel 2001), Abb. 97.



Tonfiguren aus Winterthur,
Datierung 14. Jh.

Kantonsarchäologie Zürich.

Kopfbedeckung, die sogenannte Gugel, war neben modischem Element auch ein Standeszeichen. Mäntel mit Kapuzen wurden von den unteren Volksschichten getragen.

Die Dame unter den Tonfiguren aus Winterthur (vgl. Abb.) hat einen Pagenschnitt, der in einem langen Zopf endet, und trägt ein Kleid mit für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts charakteristischem Décolleté und hochgeschnürter Taille.

Die andere Tonfigur ist mit einem Kapuzenmantel bekleidet. Die

Die Körperpflege

Objekte 13, 14

Der badende Jakob von Warte umkreist von drei höfischen Damen.

I. F. WALTHER, Codex Manesse, Die Miniaturen der Grossen Heidelberger Liederhandschrift (Frankfurt a.M. 1988), Nr. 20.

Baden galt bei den gehobenen Schichten als Vergnügen, wobei gleichzeitig gegessen und getrunken wurde. Bekannt ist die Abbildung der Manessischen Liederhandschrift, wo Jakob von Warte in einem hölzernen

Badezuber von drei Damen bedient wird. Das Badewasser ist mit roten Blüten übersät und eine Hofdame reicht ihm einen goldenen Kelch (vgl. Abb.).

Im städtischen Badehaus hatten der Bader und der Barbier neben der Betreuung der Kunden auch heilkundliche Aufgaben, wie Aderlassen und Schröpfen oder die Behandlung von Kopf- und Zahnschmerzen (vgl. das Thema Bauen und Siedlungswesen).

Der Haarpflege wurde besondere Beachtung geschenkt, trugen doch die Frauen häufig langes Haar. Gegenseitiges Entlausen gehörte zur Körperpflege.



Essen und Trinken

Objekte 1, 2, 4, 5, 6, 8, 15

Vor dem Essen wurden die Hände gewaschen; eine dafür mit Wasser gefüllte Holzschale stand auf dem Tisch bereit. Adlige reinigten sich die Hände mit einem eleganten, häufig in Tierform gestalteten Wasserbehälter aus Metall oder aus Keramik, dem sogenannten Aquamanile (vgl. Abb.). Gegessen wurde mit den Fingern aus einem Holzteller, in einfachen Haushalten gar aus einer einzigen Schüssel,

zum Besteck gehörten Löffel und das meist persönliche Messer. Gabeln gab es im Mittelalter noch nicht.

Auf einer für die Zeit um 1300 charakteristischen, vornehmen Tafel (vgl. Abb.) fallen neben Wasser- und Weinkrügen aus Keramik und Trinkgläsern die zahlreichen Holzgefässe auf. Behälter aus Holz erhalten sich nur unter feuchten Bedingungen. Deshalb finden sie sich nur selten bei archäologischen Grabungen.

Bis zum 12. Jh. wurden aus Ton fast nur Töpfe hergestellt, erst ab dem 13. Jh. wird das Spektrum des Keramikgeschirrs durch weitere Formen erweitert, dies betrifft besonders das Servier- und Essgeschirr (Schüsseln, Krüge; vgl. Abb.). Ab dem 15. Jh. werden, nicht zuletzt aus hygienischen Gründen, die Gefässe vermehrt mit einer Glasur versehen.

Der Inhalt von Latrinen und die häuslichen Abfälle geben uns Auskunft über die Essgewohnheiten des mittelalterlichen Menschen. Als Grundnahrung spielte sowohl beim Adligen wie auch beim Bauern neben Milchprodukte der Getreidebrei aus Hafer, Hirse oder Gerste, der mit Gemüse und Gewürzen oder mit Früchten angereichert wurde, eine wichtige Rolle. Bei den Bauern war Fleisch eine Festtagsspeise, Adlige hingegen konnten sich häufiger mit kostbaren Gewürzen, Datteln oder Feigen verfeinertes Fleisch leisten. Die Jagd war im Mittelalter dem Adel vorbehalten, Wildtiere gelangten aber trotzdem nur selten auf den Tisch.

Saures und Salziges wurden häufig gleichzeitig mit Süßem, etwa Honig, aufgetragen. Ab dem 14. Jh. tauchten Gewürze wie Safran, Zimt und Sandelholz in den Rezepten auf. Als Getränke wurden neben Wasser, verdünntem Wein, Met (eine Mischung aus Honig und Wasser), Bier und



Ein Aquamanile in Form eines Widlers aus der Stadtkirche in Winterthur. Datierung um 1300.

Kantonsarchäologie Zürich.



Bügelkanne (Wasserbehälter), Dreibeintöpfe zum Kochen, ein Deckel und ein Öllämpchen aus Winterthur. Datierung um 1400.

Kantonsarchäologie Zürich.

Mittelalterliche «Speisezettel» aus Winterthur

Mittelalterliche Latrinen geben Aufschlüsse zur Ernährung. Obstkerne, Knochensplitter und Fischgräten gelangten mit den menschlichen Fäkalien in den Boden, anderes wurde als Abfall entsorgt. Der Latrineneinhalt erlaubt auch Rückschlüsse auf die soziale Stellung der Benutzer, z.B. durch den Nachweis von teuren, importierten Früchten, Gewürzen oder grossen Fleischmengen. Eine erste Durchsicht des geschlammten Probematerials aus zwei spätmittelalterlichen Latrinen am Oberen Graben 26/28 in Winterthur hat eine aufschlussreiche Pflanzenliste geliefert. Doch erhalten sich bei weitem nicht alle Nahrungsmittel. Getreidesorten, die zu Mehl verarbeitet werden, oder pulverisierte Gewürze, Wurstwaren, Milchprodukte wie Käse hinterlassen keine Spu-

ren. Hier folgt die Liste der pflanzlichen Funde aus der Latrine.

n **Obstarten**

Pflaumen (sehr viel), Zwetschgen, Süß- und Sauerkirschen, Erdbeeren, Äpfel, Hagebutten, Himbeeren, Brombeeren, schwarzer und roter Holunder, Weintrauben.

n **Nüsse**

n **Getreide**

Hafer, Gerste, Roggen, Saatweizen, Einkorn, Dinkel.

n **Senf**

n **Gemüse- und Salatpflanzen**

u.a. Rüben, Hülsenfrüchte, Linsen.

n **Zahlreiche Unkräuter, wenige Heilpflanzen**

n **Fischknochen, Insekten und Holzreste**

Tier- und Fischknochen aus einer Latrine (Obere Kirchgasse 4/6 in Winterthur) geben Auskunft über die Essgewohnheiten der städtischen Oberschicht im 12. Jh. Es sind über 4000 Knochen nachgewiesen, am häufigsten Schafe und Ziegen, gefolgt von Rindern und Schweinen. Geflügel und Hirsch finden sich seltener. Der grösste Teil der Tierreste besteht allerdings aus kleinen, weniger als 10 cm langen Fischen. Es sind u.a. Groppen, Egli, Hechte, Aale, Bachforellen und Felchen belegt. Als Besonderheit sind Heringe nachgewiesen, die eingesalzen von der Nordsee nach Winterthur importiert wurden.

Die gedeckte Tafel mit Keramik-, Glas- und Holzgefässen. Um 1300.

C. BRINKER, D. FLÜHLER-KREIS, Die Manessische Liederhandschrift in Zürich (Zürich 1991), S. 196.



Obstsaft aufgetischt. Gewürze wurden sowohl verdauungsfördernd als auch als Gegengift und färbend verwendet. Es sind auch Sellerie, Petersilie und Portulak, seltener Koriander wie auf der Mörsburg ZH, nachgewiesen (vgl. Beilage: Rezept). Exotische Gewürze wie Pfeffer, Zimt, Nelken, Kardamom und Muskat konnten sich die wenigsten leisten.

Annamaria Matter

Weiterführende Literatur

- H. BOXLER, J. MÜLLER, Burgenland Schweiz. Bau und Alltag (Solothurn 1991).
- C. BRINKER, D. FLÜHLER-KREIS, Edele vrouwen – schoene man. Die Manessische Liederhandschrift in Zürich (Zürich 1991).
- W. MEYER, Hirsebrei und Hellebarde. Auf den Spuren des mittelalterlichen Lebens in der Schweiz (Olten 1986).
- J. TAUBER, F. HARTMANN, Fundort Schweiz, Band 5: Das Hochmittelalter. Von den Karolingern bis zur grossen Pest (Solothurn 1988).

3 Religion und Glauben

Älteste Zeugnisse des Christentums in unserem Gebiet

Konstantin der Grosse tritt 313 zum Christentum über und im Jahre 391 n. Chr. wird das Christentum im Römischen Reich durch Kaiser Theodosius zur Staatsreligion erklärt. In diese Zeit (Mitte 4. Jh.) reichen auch die ältesten Zeugnisse des christlichen Glaubens im Gebiet der Schweiz zurück. Allerdings war die galloromanische Bevölkerung am Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter nicht vollständig christianisiert. Vor allem im Versteckten dürften die Menschen z.T. noch die alten römischen Götter verehrt haben. Mit der Ansiedlung von Alemannen im 7. Jh. wurden wohl verstärkt wieder Elemente heidnischen Glaubens in der Nordschweiz wirksam. Wie die zahlreichen Kirchenbauten des 7. und 8. Jh. zeigen, hatten sich damals – zumindest nach aussen hin – das Christentum und seine Organisation, die Kirche, bereits weitgehend durchgesetzt.

Im Kanton Zürich lässt sich das Christentum anhand einzelner Gegenstände mit christlicher Symbolik bis ins 6. Jh. zurückverfolgen. Spätestens im 7. Jh. wurden hier die ersten Kirchen errichtet; zu den ältesten gehören jene von Bülach, Meilen, Winterthur (Stadtkirche) und Zürich (St. Peter).

Die kirchliche Organisation lehnte sich an die römischen Verwaltungsstrukturen an. Das Zürcher Gebiet gehörte anfänglich zum Bistum *Vindonissa* (Windisch). In das späte 6. Jh. fällt die Entstehung des Bistums Konstanz, zu welchem fortan auch das Zürcher Gebiet gehörte. Die unterste Verwaltungsebene bildeten die Pfarreien, denen die Gläubigen ihrem Wohngebiet entsprechend angehörten und denen sie ihren Zehnten (Abgabe des zehnten Teils aller landwirtschaftlichen Erträge) zum Unterhalt der Pfarrkirche entrichteten.

Eine wichtige Rolle spielten im Mittelalter die Klöster, die nicht nur religiöse und kulturelle Funktionen besaßen, sondern auch herrschaftspolitisch und wirtschaftlich wichtige Stellungen übernehmen konnten. Dies



Ersterwähnungen von Pfarrkirchen sind von den Zufällen der schriftlichen Überlieferung abhängig. Deshalb liegen für die Zeit vor 1000 nur wenig Belege vor. Informationen über den Zeitpunkt der Kirchengründungen liefern archäologische Untersuchungen. Da längst nicht alle Kirchen des Kantons Zürich archäologisch untersucht wurden, veranschaulicht diese Karte den Minimalbestand.
 N. FLÜELER, M. FLÜELER-GRAUWILER (Hg.) Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 1 (Zürich 1995), S. 142.

Kirchengrabungen

In den Jahren zwischen 1960 und 1980 wurden zahlreiche Kirchen mit Fussbodenheizungen ausgestattet oder sogar teilweise unterkellert. Dies führte zu einer grossen Anzahl von Rettungsgrabungen. Die Untersuchungen der Stadtkirche Winterthur zeigen exemplarisch, welche Erkenntnisse eine Kirchengrabung bringen kann.

Gründungszeit: Vor Beginn der Untersuchungen galt Winterthur als kyburgische Stadtgründung der Zeit um 1180. Man ent-

deckte aber die Überreste einer Holzkirche aus dem 7./8. Jh., die im 9./10. Jh. durch einen Steinbau ersetzt wurde. Somit liegen auch die Wurzeln der Siedlung Winterthur im Frühmittelalter.

Bauentwicklung: Generationen bauten an der Stadtkirche, die laufend vergrössert und dem architektonischen Zeitgeschmack angepasst wurde. Die ältesten aufrecht stehenden Bauteile (unterer Teil des Nordturms und Chor) stammen aus dem späten 12. bzw. dem 13. Jh. Die Vergrösserung der

Kirche lässt ein stetes Wachstum der Siedlung vermuten.

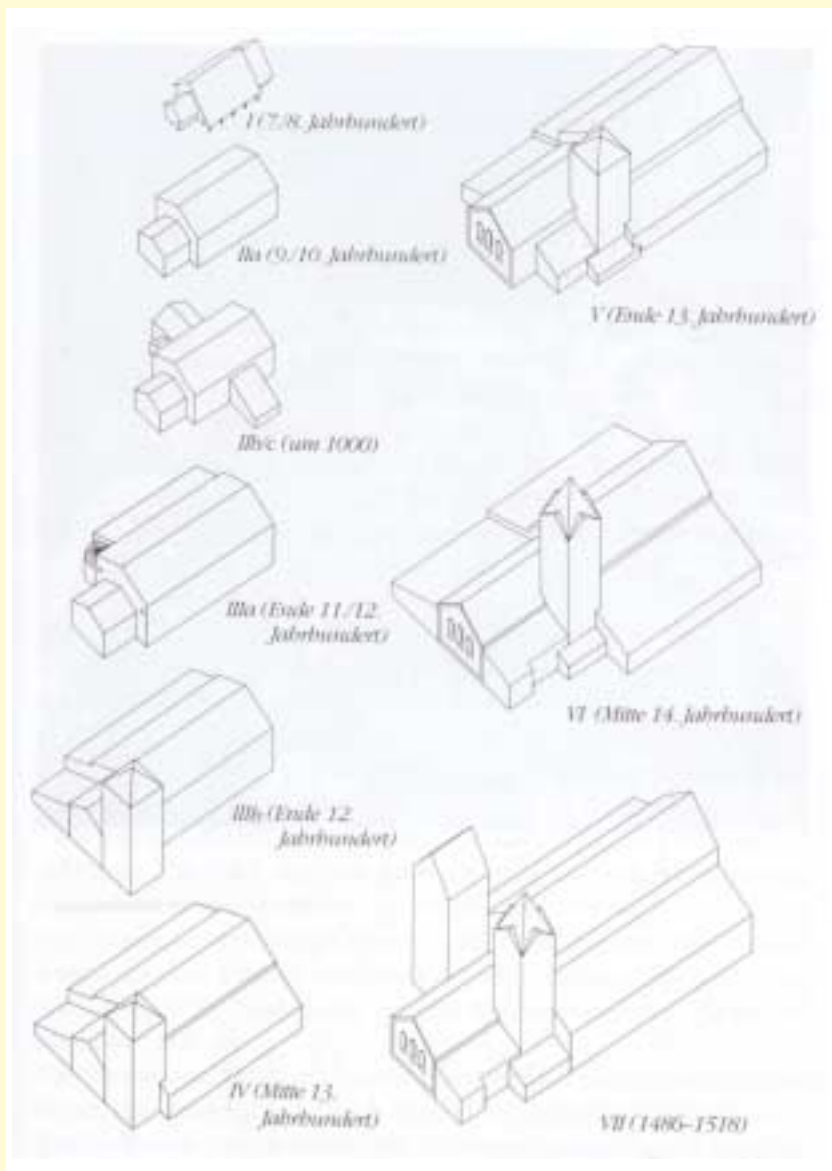
Funktionsänderungen:

Beim Umbau um 1000 erweiterte man das Kirchenschiff um Anbauten, die als Begräbnisplatz dienten. Die adeligen Bauherren sind in den Schriftquellen nicht überliefert. Im 13. Jh. verzichtete man auf diese Grabanbauten, worin sich der Wandel von der adeligen Grablege zur städtischen Pfarrkirche widerspiegelt.

Gräber: Bei Kirchengrabungen kommt eine Vielzahl von Gräbern zum Vorschein. Einige befanden sich einst im Kirchhof einer kleinen Kirche und kamen bei deren Vergrösserung ins Innere der neuen Kirche zu liegen. In diesem Fall kann man die Gräber relativ genau datieren. Anthropologinnen untersuchen die Skelette, um den Altersdurchschnitt und die Geschlechterverteilung zu bestimmen. An den Knochen ablesbare Spuren von Mangelerscheinungen, Krankheiten und Unfällen geben Einblick in die Gesundheit der Bevölkerung.

Kleinfunde: Beim Kirchgang gingen oft kleine Dinge verloren, die zwischen Ritzen von Holzböden fielen. So finden sich in der Nähe der Opferstöcke häufig Münzen. Auch Ringe von Gebetschnüren (Paternoster) oder Bestandteile der Kleidung (Stecknadeln, Nestelspitzen) gingen verloren.

Grabbeigaben: Um 700 hört die Sitte, den Toten Beigaben mit ins Grab zu geben, weitgehend auf. Nur ganz selten erhielten die Verstorbenen im 9.-15. Jh. religiöse Objekte – Pilgerzeichen, Jakobsmuscheln oder Anhänger – mit ins Grab.



Bauentwicklung der Stadtkirche Winterthur im Überblick.

M. ILLI, R. WINDLER, Stadtkirche Winterthur, Archäologie und Geschichte (Winterthur 1994), S. 19.

zeigt sich etwa bei der 853 gegründeten Fraumünsterabtei, einer wichtigen Grundherrin, die bis ins Spätmittelalter hinein in Zürich die Stadtherrschaft innehatte.

Frömmigkeit im Mittelalter

Die Frömmigkeit des mittelalterlichen Menschen – egal ob arm oder reich – war geprägt durch die Allgegenwart des Todes. Die Sorge um das Seelenheil stand bei ihm im Zentrum seines Denkens. Dabei galt die Kirche als Vermittlerin des Heils. Dem Pfarrer oblag es, den Gläubigen die Sakramente (Taufe, Beichte, Eucharistie und Sterbesakramente) zu spenden, ohne die das ewige Leben nicht möglich war. Die Predigt nahm eine wichtige Stellung ein, da die Gläubigen über die richtige Ausübung des Glaubens unterrichtet werden wollten. Denn gute Werke im Diesseits minderten die Strafen im Fegefeuer und ebneten den Weg ins Paradies am Tag des Jüngsten Gerichts. Im Gebet wurden Gott und die Heiligen um Schutz und Hilfe angerufen. Die wichtigsten religiösen Texte, die jeder Gläubige kannte, waren das Vaterunser, das Ave-Maria, das Glaubensbekenntnis und die Zehn Gebote (vgl. das Klangbeispiel 16 auf der CD Musik und Text).



Am Tag des Jüngsten Gerichts erheben sich die Toten aus den Gräbern. Christus, flankiert von den Heiligen, richtet: Die Seligen ziehen ins Paradies, die Verdammten versinken im Höllenschlund. Köln (D), um 1460–1480.

P. JEZLER, Himmel, Hölle, Fegefeuer. Das Jenseits im Mittelalter (Zürich 1994), S. 340.

Andachtsbilder

Objekt 16

Für die Ausübung privater Frömmigkeit waren Andachtsbilder weit verbreitet. Es handelt sich hierbei um Gemälde, Holzschnitte, Kupferstiche oder gar kleine Skulpturen, die an das Leben und Wirken von Jesus Christus erinnerten. Beliebt waren kleine Christusfiguren aus Terrakotta. Häufig hatten die Menschen auch religiöse Bildchen bei sich, von deren Betrachtung sie sich Schutz- und Wunderwirkung erhofften. Beispielsweise sollte der Anblick des Heiligen Christophorus den Gläubigen vor plötzlichem Tod schützen. Die gleiche Funktion wie die Andachtsbilder erfüllten Anhänger, die meist an Ketten um den Hals getragen wurden. Die Gussform eines Anhängers in Kreuzform (Objekt 16) wurde in Winterthur gefunden. Eine verstärkte Wirkung versprach man sich offensichtlich davon, die Anhänger während des Gebetes in der Hand zu halten. Dies lässt sich daran erkennen, dass Amulettanhänger zuweilen stark abgegriffen sind.



Gedruckter Pilgerzettel von der Wallfahrtsstätte «Unserer Lieben Frau im Pflasterbach» an der Lägeren ob Sünikon ZH aus dem Anfang des 16. Jh. Diese Zettel erwarb man als Andachtsbild und Erinnerung an den Besuch der Gnadenstätte.

N. FLÜELER, M. FLÜELER-GRAUWILER (Hg.) Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 1 (Zürich 1995), S. 447.

Rosenkranz

Objekte 18.1–18.3

Die im Mittelalter jedoch am häufigsten verwendete Devotionalie (der Andacht dienender Gegenstand) ist ohne Zweifel der Rosenkranz. Aus der seit dem 13. Jh. entwickelten Tradition, eine Anzahl Paternoster (Vaterunser) zu beten und dazu eine zusammengebundene Gebetsschnur mit aufgereihten Knochenringen (Objekte 18.1–18.2) zum Abzählen zu verwenden, entwickelte sich im 15. Jh. der heute noch gebräuchliche Rosenkranz mit 50 Ave-Maria-Perlen und 5 Paternoster-Perlen (Objekt 18.3).



«Paternosterer» stellten Ringe aus Knochen und anderen Materialien her, die für die seit dem 13. Jh. verbreiteten Gebetsketten benötigt wurden. Aus diesen entstand 1475 der Rosenkranz. Der Name «Paternosterer» leitet sich vom Beginn des Gebets «Vater unser» ab. Darstellung aus dem 15. Jh.

N. u. M. FLÜELER (Hg.), Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300 (Stuttgart 1992), S. 416.

Zur Verankerung der Rosenkranz-Gebetsform gründete der Dominikaner Jakob Sprenger 1475 in Köln (D) die erste Rosenkranzbruderschaft, der Arme und Reiche, Männer und Frauen kostenlos beitreten konnten. Die Mitglieder beteten mindestens dreimal wöchentlich den Rosenkranz und erwirkten so einen Ablass von Sündenstrafen im Fegefeuer. Für einen Verstorbenen konnte ein Lebender das Gebet übernehmen.

Ablass und Wallfahrt

Objekte 17, 19

Eine Möglichkeit zur Tilgung der Sünden bestand im Erwerb von Ablässen. Dies brachte der katholischen Kirche erhebliche Summen, führte aber im 16. Jh. zur Kritik der Reformatoren, die eine Käuflichkeit des Seelenheils bestritten.

Eng verbunden mit dem Ablassgedanken waren Wallfahrten und Pilgerreisen zu Heiligengräbern oder den Aufbewahrungsorten berühmter Reliquien. Man hoffte auf Heilung von Krankheiten oder Hilfe in besonderen Nöten. Oft erfolgte die Pilgerreise auch als Erfüllung eines Gelübdes oder als Busse in der Hoffnung auf Sündenvergebung. Wer es vermochte, brauchte die beschwerliche Reise nicht unbedingt selbst anzutreten, sondern konnte gegen Bezahlung einen Berufspilger auf den Weg schicken. Besonders für arme Leute konnte das eine willkommene Art sein, Geld



Dieser Mann bekam eine Pilgermuschel mit ins Grab, die entweder auf dem Gewand oder einer beigegebenen Pilger Tasche aufgenäht war. Er wurde zwischen dem 12. und dem 15. Jh. bei der Stadtkirche Winterthur bestattet. Später wurde sein Grab zur Hälfte beim Bau eines Fundaments zerstört, als man die Kirche erweiterte.

Kantonsarchäologie Zürich.

zu verdienen. Erkennbar war der Pilger an seinem Pilgerzeichen, das zum Beweis der Reise an seiner Kleidung aufgenäht war. Pilger, die aus Santiago de Compostela in Nordspanien kamen, brachten z. B. die so genannte Jakobsmuschel mit (Objekt 17). Pilgerzeichen wurden oft in Flüssen gefunden, wo sie als Dankopfer für die glückliche Heimkehr hinein geworfen wurden. Als Grabbeigabe waren sie dem Verstorbenen hilfreich zur Fürbitte des Heiligen am Tag des Jüngsten Gerichts. Die wichtigsten Pilgerziele waren Jerusalem (IL), Rom (I) und Santiago de Compostela (E). Für kürzere Pilgerreisen bot sich unter anderem Einsiedeln SZ an.

Heiligenkult und Reliquienverehrung

Objekt 19

Das Pilgern und Wallfahren ist im Zusammenhang mit einer im Mittelalter laufend zunehmenden Heiligenverehrung zu sehen. Beliebt waren vor allem jene Heilige, von denen sich die Gläubigen Beistand in der Todesstunde versprochen. Besondere Wirkung versprach man sich von der Fürbitte der Heiligen aus der Gruppe der 14 Nothelfer. Mit dem Heiligenkult wuchs auch die Reliquienverehrung, die Verehrung von sterblichen Überresten der Heiligen oder Gegenständen, die zu Christus oder den Heiligen in Verbindung standen. Reliquien wurden in bestimmten, eigens dafür angefertigten Behältern aufbewahrt, dem Reliquiar (Objekt 19).



Darstellung der Graböffnung von Felix und Regula, der Stadtheiligen von Zürich, im 8. Jh. Um ein Grab, über das nichts Näheres bekannt war, bildete sich die Legende von Felix und Regula. Die damit verbundene Begründung des Wallfahrtsortes Zürich erscheint aus heutiger Sicht als Schwindel, führte aber dem mittelalterlichen Menschen das Martyrium bildlich vor Augen.

H. F. ETTER (Hg.), Die Zürcher Stadtheiligen Felix und Regula (Zürich 1988), Abb. 65.

Stiftungen

Auch mit Stiftungen suchten die Gläubigen ihr Seelenheil günstig zu beeinflussen und die Strafzeit im Fegefeuer zu verkürzen. Gestiftet wurde vom Messgewand bis zum Altar alles, was für den liturgischen Kult nötig war. Kirchenbauten oder gar Klostergründungen und damit das Recht, an bevorzugter Lage bestattet zu werden, konnten sich allerdings nur begüterte adlige Stifter leisten.

Viele Stiftungen erfolgten als einmalige Abgeltung für das Lesen jährlicher Seelenmessen. Solche Jahrzeiten konnten auch durch einen Zins erworben werden. Auch wenn der Zins bescheiden war, konnte sich längst nicht jeder Gläubige eine eigene Seelenmesse leisten.

Orden in der Stadt

Seit dem 13. Jh. erfreuten sich die Bettelorden grosser Beliebtheit. Die Franziskaner nahmen sich Christus als Vorbild, lebten in Armut und verschrieben sich der Seelsorge. Die Dominikaner sahen ihre Aufgabe vor allem in der Predigt und unterrichteten das Volk im rechten Glauben. Im Chor der Klosterkirche, der durch eine Schranke vom Kirchenschiff ab-

getrennt war, versammelten sich die Mönche sieben Mal am Tag zum Stundengebet. Neben den Männer- und Frauenklöstern gab es auch religiöse Gemeinschaften frommer Frauen, die ohne Gelübde zusammenlebten und sich vor allem der Krankenpflege widmeten: die Beginen.

In einer mittelalterlichen Stadt konnte bis zu einem Viertel des

ummauerten Gebiets von Kirchen, Klosteranlagen und Wohnhäusern des Klerus (Priesterschaft) überbaut sein. Entsprechend gross war der Anteil der Geistlichen und ihres beschäftigten Personals: in Basel dürfte er im 15. Jh. bei einer Gesamtbevölkerung von 15 000 etwa 1000 bis 1500 Personen umfasst haben.

Das Bild des Oetenbachklosters in Zürich von 1520 zeigt die wichtigsten Teile eines Klosters: die Kirche, dahinter Kreuzgang mit den Konventsgebäuden, einige Ökonomiebauten und die Umfassungsmauer.

N. FLÜELER, M. FLÜELER-GRAUWILER (Hg.), Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 1 (Zürich 1995), S. 223.



Glockengeläute

Das Glockengeläut richtete sich nach den Gebetszeiten, den *Horen*. Diese variierten während des Jahres, denn sie richteten sich nach dem Lichttag. Ausserdem wurde für jede Kirche eine eigene Zeit geschlagen. Das Geläut rief zum Gebet und bestimmte die Arbeitszeiten. Dieses sogenannte *Tagwerk* begann am Morgen mit dem Ave-Maria-Läuten, wurde vom Mittagsläuten unterbrochen und endete vor dem Sonnenuntergang mit einem weiteren Ave-Läuten.

Kirchhof

Kirchen mit Bestattungsrecht besaßen einen Friedhof. Für die Kirchengenossen herrschte Pfarrzwang, wozu auch die Bestattung zählte. Einfache Holzkreuze oder schmale Bretter markierten die Gräber, selten zierte eine Steinplatte das Grab eines Vermögenden. Die Friedhöfe mussten mit Zäunen oder Mauern von frei herumstreunendem Vieh geschützt werden. Als geweihte Stätte war



Massenbestattung von Pestopfern auf dem Kirchhof von Tournai (B) im 14. Jh.
N. u. M. FLÜELER (Hg.), Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300 (Stuttgart 1992), S. 489.



Wahrscheinlich liegen in diesem Massengrab die Opfer der Pestepidemie von 1519. Damals «was ein grosser sterbet ze Winterthur an der pestilenntz und sturbend by fünfhundert menschen, jung und altt», wie der Chronist Laurentius Bosshard berichtet. Kantonsarchäologie Zürich.

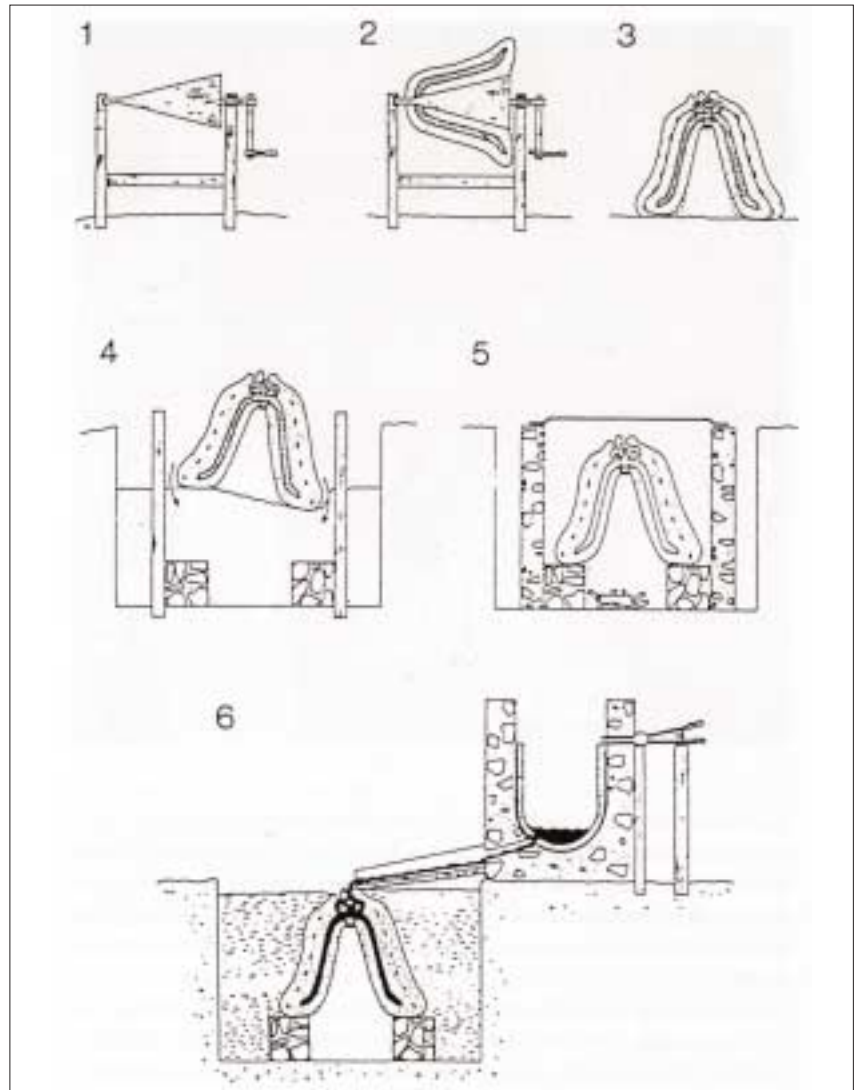
der Gottesacker auch ein Ort des Sonderfriedens und des Kirchenasyls. Aber er hatte nicht nur sakrale Funktion: Hier kamen die

Menschen auch zum Austausch von Nachrichten zusammen oder hielten Markt.

Fastengebot

Der kirchliche Kalender schrieb verschiedene Fastenzeiten vor. So an den 40 Tagen vor Ostern, den Fronfastentagen, den Vortagen vor den Apostelfesten und weiteren kirchlichen Festtagen wie Allerheiligen, Mariahimmelfahrt und Weihnachten. Während der Fastenzeit war den 21- bis 60-jährigen nur eine tägliche Mahlzeit erlaubt, die weder Fleisch warmblütiger Tiere noch Eier und Milchprodukte enthalten durfte. Diese Abstinenz wurde im Spätmittelalter aber nicht mehr strikte eingehalten und immer öfter gewährte der Papst FASTERLEICHTERUNGEN.

Christian Bader



Weiterführende Literatur

- S. BEISSEL, Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland im Mittelalter (Darmstadt 1988).
- J. BLUM, Jakobswege durch die Schweiz (Thun 2001).
- K. EDER MATT, Reliquienkult im mittelalterlichen Basel. In: B. MELES (Hg.), Der Basler Münsterschatz (Basel 2001), S. 322–328.
- H. F. ETTER (Hg.), Die Zürcher Stadtheiligen Felix und Regula (Zürich 1988).
- N. FLÜELER, M. FLÜELER-GRAUWILER (Hg.), Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 1 (Zürich 1995), S. 136–146.
- B. HELBLING, M. BLESS-GRABHER, I. BUHOFFER, Bettelorden, Bruderschaften und Beginen in Zürich (Zürich 2002).
- M. ILLI, R. WINDLER, Stadtkirche Winterthur, Archäologie und Geschichte (Winterthur 1994).
- N. OHLER, Pilgerstab und Jakobsmuschel (München 2000).
- D. SCHUMACHER, Kirche und Frömmigkeit. In: Spätmittelalter am Oberrhein. Alltag, Handwerk, Handel 1350–1525 (Stuttgart 2002), S. 89–125.
- L. VISCHER, L. SCHENKER, R. DELLSPERGER (Hg.), Ökumenische Kirchengeschichte der Schweiz (Freiburg i. Ü. 1994).

Von den Arbeitsgängen zum Guss einer Glocke bleiben meistens nur die Gruben als archäologisch fassbares Relikt übrig.

1 Gestell zum Modellieren der Gussform.

2 Modellieren der Gussform aus Ton und Wachs.

3 Gussform nach Ansetzen der Kronen (Aufhängung) und der Öse für den Klöppel.

4 Herunterlassen der Gussform in die Grube.

5 Brennen der Gussform.

6 Einleiten der flüssigen Bronze in die Gussform.

M. ILLI, R. WINDLER, Stadtkirche Winterthur, Archäologie und Geschichte (Winterthur 1994), S. 86.

Aberglaube

Der Aberglauben war im Mittelalter allgegenwärtig, hinterliess aber nur in Ausnahmefällen archäologische Spuren. Kleinfunde wie durchbohrte Bärenzähne oder Anhänger mit rätselhaftem Inhalt weisen auf das Bedürfnis ihrer TrägerInnen hin, sich vor Widerwärtigkeiten zu schützen oder von einem Talisman Kraft zu erhalten. Einen äusserst seltenen Einblick gewährte auch ein 2003 untersuchtes Grab in Elsau ZH. Im



9. Jh. begrub man in einem Anbau einer Steinkirche eine etwa 42-jährige Frau, die von schweren Krankheiten – Knochenentzündungen und schwerer Arthrose im Kniegelenk – gezeichnet war. Kurze Zeit, evtl. lediglich ein Jahr nach der Bestattung, öffnete man das Grab erneut, um gezielt die Lage einzelner Knochen zu verändern: Nachgewiesen sind das Verteilen der Fussknochen im Bereich der Unterschenkel und der Knochen der rechten Hand seitlich des Oberkörpers und das Verdrehen der Schlüsselbeine. Der Schädel rollte nach rechts.

Nach etwas Erde verlegte man eine dichte Steinpackung über dem Skelett. Darüber deponierte man im Bereich des Schädels einen Seeadlerfuss sowie im Bereich der Knie Teile eines Fuchsfusses.

Interessant sind in diesem Zusammenhang die gegensätzlichen Inhalte, die in der christlichen Symbolik mit diesen beiden Tieren verbunden werden. Während der Adler als Symbol der Auferstehung und Himmelfahrt Christi gilt, ist der Fuchs Symbol des Teufels und allgemein des Bösen. Die ungewöhnlichen Handlungen nach der Beisetzung und die Beigabe dieser Tierfüsse erfolgten vielleicht, weil die Frau als Wiedergängerin (zurückkehrende Tote) galt. Angst

vor Wiedergängern stellte sich ein, wenn sich eine Anzahl von Unglücksfällen, Todesfällen oder schlechten Ereignissen wie Naturkatastrophen auffällig häuften und zuvor jemand gestorben war, dem nach Meinung der Hinterbliebenen der Zugang zum Jenseits verwehrt war.



So sollten die Handlungen am Grab von Elsau offenbar das Böse überwinden helfen und der Seele so das Tor zum Himmel öffnen. Offenbar reichte dies aus, weil die endgültige Lösung des Problems, die Verbrennung der Leiche nämlich, nicht zur Anwendung kam. Mit der Entwicklung der Vorstellung des Fegefeuers versuchte dann die katholische Kirche im Verlauf des 12. und 13. Jh., jenen armen Seelen, die keinen Zugang zum Jenseits fanden, einen Platz zuzuweisen.

4 Landwirtschaft, Handwerk und Handel

Quellen zur Wirtschaft im Mittelalter

Das Mittelalter ist nicht nur die Zeit der Ritter und Burgbewohner, sondern vor allem der Bauern, Handwerker und Händler. Fragen zur Wirtschaft eines bestimmten Gebietes stehen darum bei der Auswertung einer archäologischen Ausgrabung oder beim Studium der Funde oft im Vordergrund. Wer stellte die gefundenen Gegenstände her und unter welchen Bedingungen geschah das? Woher stammten die dafür benötigten Rohstoffe wie Farben, Tone, Wolle, Knochen oder Eisen? Wie wurden die fertigen Gegenstände gehandelt und verkauft? Solche Fragen sind für das Spätmittelalter eindeutiger zu beantworten, da in diesem Zeitabschnitt schriftliche und bildliche Quellen zusätzliche Informationen geben. Für das Früh- und Hochmittelalter dagegen sind Hinweise zur Lebensart und zur Wirtschaft fast ausschliesslich von der archäologischen Wissenschaft zu erwarten.



Von der Rohstoffgewinnung zur Produktion

Archäologische Ausgrabungen bringen manchmal Spuren und Funde ans Tageslicht, die Hinweise auf die mittelalterliche Wirtschaft vor Ort geben. Man findet einerseits Orte der Gewinnung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen: Alte Terrassierungen um Dörfer und Städte zeigen, wo die Bauern Getreide, Gemüse, Reben oder Färbepflanzen anbauten, oder im Wasser erhaltene Holzreusen weisen auf den Fischfang in der Vergangenheit. Es sind andererseits Spuren der mittelalterlichen Rohstoffgewinnung erhalten geblieben: Heute noch erkennbare Schächte oder Einbuchtungen am Berg weisen auf Eisen- oder Goldabbau durch Minenarbeiter oder in tonhaltigen Regionen sind manchmal Lehmgruben erhalten geblieben, die den Ort der mittelalterlichen Tongewinnung in der Feintopographie noch zeigen. Bei der Nahrungsmittelproduktion oder der Rohstoffgewinnung benötigte man spezielle Werkzeuge, die manchmal bei der Arbeit auf freiem Feld verloren gingen und nach Jahrhunderten durch Zufall oder bei einer archäologischen Grabung wieder gefunden werden. Diese Werkzeuge (beispielsweise ein Rebmesser, Objekt 22) sind für den Archäologen oder die Archäologin – wenn ihr Fundort bekannt ist – insofern von grosser Bedeutung, als sie für die ursprüngliche Tätigkeit am Fundort eine weitere Informationsquelle sind.

Objekt 22

Herstellung von Glas: Oben wird der Rohstoff Sand gewonnen, in die Glashütte unten transportiert und dort unter Zusatz von Pflanzenasche geschmolzen und zu Gegenständen geblasen. Böhmisches Manuskript aus dem 15. Jh.

E. BAUMGARTNER, I. KRUEGER, *Phönix aus Sand und Asche. Glas des Mittelalters* (München 1988), S. 22.

Glasschale, welche in einem Grab des Frühmittelalters zum Vorschein gekommen ist. Fundort: Flaach ZH.

Kantonsarchäologie Zürich.



Ländliche Nahrungsmittel- und Güterproduktion

Objekte 1, 4, 8, 23–28

Die gewonnen Rohstoffe werden in die Siedlungen transportiert, verarbeitet und oft in neuen Kombinationen gebraucht – aus Weizen wird Getreidebrei, aus Ton ein gebrannter Dreibeintopf mit Füßchen, aus Lein Kleiderstoff (Hinweise darauf sind Schere, Spinnergeräte, Webbrettchen, Webgewicht, Schwinghebel), aus Eisen und Holz Messer mit Holzgriffen. Die Herstellung solcher Güter geschah in den Einzelhöfen, den Dörfern, Burgen und Städten, in den Wohnungen, in landwirtschaftlichen Gebäuden und in Werkstätten, aber auch im Freien. In den Dörfern sind vor allem die Schmiede und Müller als spezialisierte Handwerker anzutreffen.

Die Dorfbewohner – zieht man statistische Hochrechnungen bei, sind das immerhin etwa 80% der Bevölkerung – rodeten in Zeiten von Landknappheit Wald und kümmerten sich um Nutzpflanzen und Haustiere, stellten daneben aber einen grossen Teil der in der Landwirtschaft und im täglichen Leben benutzten Gegenstände selber her und hielten sie in stand (sogenannte Hausgewerbe). Mittelalterliche Dörfer sind im Kanton Zürich archäologisch erst wenig erforscht, mögliche ländliche Gewerbe damit vielleicht gar noch nicht erfasst. Mehr weiss man aus der Siedlung Berslingen SH. Hier gruben die ArchäologInnen einen Ort aus, der sich ab dem 5. Jh. von einem Wohnhaus mit zwei kleinen Nebengebäuden, sogenannten Grubenhäusern (als Lager oder Arbeitsort genutzt) bis um 1000 n. Chr. zu einem Dorf mit sieben bis acht Wohngebäuden und zugehörigen Nebengebäuden entwickelte. Die Bevölkerungszahl erhöhte sich im gleichen Zeitraum von wenigen Personen auf 50 bis 70 Menschen. Schweine und Rinder wurden hier als wichtigste Fleischlieferanten gehalten, aber auch Hunde, Gänse, Hühner, Enten, Ziegen und Schafe wurden aufgezogen. Neben der Landwirtschaft kümmerten sie sich auch um die Herstellung von Textilien und in geringem Masse um Eisengewinnung.

Die Handwerker in Städten, Klöstern und Burgen

Objekte 1, 2, 4, 6, 10, 11, 16, 18, 23–28



Herstellung von Knochenperlen: Der ganze Langknochen eines Rindes wird in gerade Teile zerlegt. Mittels eines Eisenbohrers dreht der Knochenschnitzer auf einer Werkbank Ringe heraus (rechts im Bild).

Kantonsarchäologie Zürich.

Spezialisierte Handwerker sind vor allem in den Städten, Klöstern, aber auch auf Burgen nachzuweisen. Aus Grabungen in der Altstadt von Winterthur konnten einige Handwerker archäologisch nachgewiesen werden: es sind dies Metzger (Tierknochen), Weber (Webstühle, Gewebe), Schmiede (Schlacken und Eisengeräte), Glaser (Glasabfall), Töpfer (keramische Gegenstände, vor allem Ess- und Kochgeschirr), Knochenschnitzer (Abfall von Knochenringherstellung), Schuhmacher (Lederreste, Schuhe) und Steinmetze (Steinsplitter). Die Handwerker lebten mit ihren Familien und bei Bedarf mit Gesellen und Mägden in Reihenhäusern entlang der Strassen. Frauen und Kinder arbeiteten mit. Die Werkstatt hatte man oft ebenerdig im Wohnhaus oder im Hinterhofbereich eingerichtet, darin wurden die benutzten Werkzeuge aufbewahrt. Sogar Reste so lär-

Die Handwerker lebten mit ihren Familien und bei Bedarf mit Gesellen und Mägden in Reihenhäusern entlang der Strassen. Frauen und Kinder arbeiteten mit. Die Werkstatt hatte man oft ebenerdig im Wohnhaus oder im Hinterhofbereich eingerichtet, darin wurden die benutzten Werkzeuge aufbewahrt. Sogar Reste so lär-

miger und rauchiger Gewerbe wie Töpfereien und Schmieden findet man im Stadtbereich. Der Fund eines Heuhaufens aus der Zeit um 1400 in einem Haus in Winterthur macht deutlich, dass auch die Handwerker im Umkreis der Stadt Landwirtschaft betrieben, sie besaßen oft Weideland und Rebberge.

Im Laufe des Spätmittelalters beobachtet man eine zunehmende Aufsplitterung des Handwerks. In einer mittleren Stadt (5000 bis 10000 Einwohner) waren 80 bis 100 verschiedene Handwerkszweige keine Seltenheit: Erwähnt wird in den Schriftquellen nicht nur ein Schmied, sondern jetzt auch ein Messerschmied, ein Schlosser, ein Nadelmacher, Drahtzieher, Harnischmacher, Klempner oder Kesselmacher. Sie stellten von Stecknadeln über Hämmer, Ketten bis zu Türbeschlägen eine grosse Produktpalette her. In spätmittelalterlichen Schichten ist die Vielfalt an Fundgegenständen entsprechend grösser.

Vertrieb und Transport

Objekt 30

Handwerkliche Produkte (Töpfe, Stoffe oder Knochenringe) wurden entweder direkt beim Handwerker in der Werkstatt oder im Laden bestellt oder auf Märkten eingehandelt. Dann gab es auch grosse überregionale Märkte, beispielsweise in der Champagne (F) oder auch in Zurzach AG, die mehrere Tage bis Wochen dauerten und wo sich viele Händler einfanden. Waren und Rohstoffe wurden dort über ganz Europa hinweg getauscht und verkauft.

Die meisten Gegenstände des Alltags wurden jedoch auf lokalen Tages- und Wochenmärkten gehandelt. Der ursprüngliche Tauschhandel wurde auch auf lokalen Märkten durch die Geldwirtschaft abgelöst. Im Mittelalter wurde während Jahrhunderten als einzige Münzsorte der Pfennig geprägt (selten auch Halbstücke des Pfennigs). Erst ab 1330/40 tauchten in unserer Gegend Goldmünzen und grössere Silbermünzen auf, die alle fremder Herkunft waren. Münzen wurden an zahlreichen Orten geprägt. Allein auf dem Gebiet der heutigen Schweiz und den Nachbarregionen waren über 20 verschiedene Münzorte tätig. Verschiedene Münzen wurden nebeneinander gebraucht, weil sie – trotz der unterschiedlichen Münzbilder – die gleiche Machart aufwiesen. Es bildeten sich Währungsgebiete, in denen Münzen gleicher Art, aber vielfältiger Herkunft verwendet wurden.

Münzfunde sind neben schriftlichen Dokumenten eine wichtige Informationsquelle zum Geld im Mittelalter. Bei den Münzfunden ist zu unterscheiden zwischen absichtlich deponierten bzw. vergrabenen Münzen (Schatzfunden, Bauopfern und Grabbeigaben) und zufällig verlorenen Münzen aus Siedlungen und Kirchen.

Eine kleine Oberschicht – Adlige, Priester und Kaufleute – benutzte neben alltäglichen Gegenständen auch solche, die aus kostbareren Materialien bestanden: Becher aus Gold und Silber, verzierte Messer, exotische Gewürze, speziell schöne Stoffe. Kirchen und Klöster bewahrten Reliquienbehälter und Goldkreuze auf, ihre



Marktfahrer mit Ware. Ausschnitt aus der Wandmalerei von Ambrogio Lorenzetti im Palazzo Pubblico in Siena von 1338.

A. u. Ch. FRUGONI, *Storia di un giorno in una città medievale* (Bari 1998), Abb. 19.

Markt in Bologna, Anfang 15. Jh. Il mercato di Porta Ravennana. Miniatur aus dem Manuskript *Matricolae Societatis Draperorum*.

A. u. Ch. FRUGONI, *Storia di un giorno in una città medievale* (Bari 1998), Abb. 38.



Reste einiger Webstühle aus dem 14. Jh. Fundort Winterthur, Tösstalstrasse. Erhalten haben sich neben einigen Pfostenresten die hölzernen Pedale, mit denen die Kettfäden angehoben werden konnten.

Kantonsarchäologie Zürich.



Fenster waren mit bunten Glasbildern versehen. Gerade für solch aufwändig gestaltete Produkte waren hochspezialisierte Handwerker nötig; ihre Waren werden allerdings selten in Grabungen gefunden.

Manchmal kann man über die Verteilung bestimmter Funde in einem grösseren Gebiet herausfinden, bis in welche Regionen ein Gegenstand gehandelt wurde. Besonders gut gelingt dies mit Gütern, deren spezielle Machart für eine einzelne Handwerkerfamilie oder eine Handwerker-Verbindung in einer bestimmten Stadt oder Region typisch war. Häufig werden solche Güter entlang der damals für den überregionalen Transport genutzten Strassen und Wasserläufe gefunden. Im mittelalterlichen Europa waren Rhein und Rhone, aber auch kleinere, heute nicht mehr zum Warentransport benutzte Wasserwege wie die Limmat oder der Zürichsee von grosser Wichtigkeit.

Lotti Frascoli

Weiterführende Literatur

- K. BÄNTELI, M. HÖNEISEN, K. ZUBLER, Berslingen – ein verschwundenes Dorf bei Schaffhausen. Mittelalterliche Besiedlung und Eisenverhüttung im Durachtal. Schaffhauser Archäologie 3 (Schaffhausen 2000).
- U. LINDGREN (Hg.), Europäische Technik im Mittelalter. Ein Handbuch (Berlin 1996).
- S. LORENZ, TH. ZOTZ (Hg.), Spätmittelalter am Oberrhein. Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525. Ausstellungskatalog Karlsruhe. Aufsatzband (Karlsruhe 2001).
- R. WINDLER, Das Gräberfeld von Elgg und die Besiedlung der Nordostschweiz im 5.-7. Jh. Zürcher Denkmalpflege, Archäologische Monographien 13 (Zürich und Egg 1994).

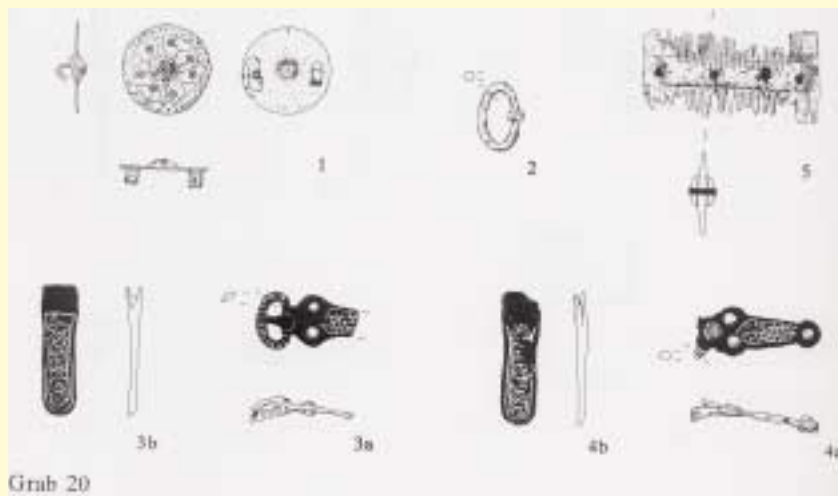
Ein frühmittelalterlicher Kleiderverschluss und seine mögliche Herkunft

Knöpfe und Reissverschlüsse kannte man im Frühmittelalter als Kleiderverschlüsse noch nicht – so benutzten die Frauen und Mädchen stattdessen zum Zusammenhalten von Kleidungsstücken Fibeln, eine Art schön verzierte Spangen. Starb die Besitzerin, so wurde sie in ihren Kleidern mit den Fibeln begraben. In Elgg ZH fanden ArchäologInnen auf dem frühmittelalterlichen Friedhof ein junges Mädchen, dessen Mantel von einer bronzenen Scheibenfibel zusammengehalten wurde.

Zeichnet man die Fundorte weiterer ähnlich dekoriertes Fibeln auf, so finden sie sich hauptsächlich in Nordwestfrankreich und im angrenzenden Belgien. Etliche Fragen tauchen auf: Welcher Handwerker stellte die schöne Fibel her? Wurde die Kleiderspange über eine weite Strecke getauscht? Wanderte das junge Mädchen mit seiner Familie ein?



Das durchwühlte Mädchengrab aus Elgg ZH mit der Scheibenfibel 1.
Kantonsarchäologie Zürich.



Grabbeigaben im Mädchengrab; neben einem Kamm aus Geweih (5), einer Gürtelschnalle (2) und Schuhgarnitur (3 und 4) kam die runde Scheibenfibel (1) zum Vorschein (in vier Ansichten abgebildet).
Kantonsarchäologie Zürich.



Verbreitungskarte mit ähnlichen Fibeln wie im Mädchengrab von Elgg ZH (roter Fundpunkt). Die meisten Punkte liegen östlich des Flusses Seine im heutigen Frankreich.

Kantonsarchäologie Zürich.

Die Archäologin, welche das Mädchengrab untersuchte, kam anhand weiterer Hinweise zum Schluss, im Gräberfeld von Elgg seien tatsächlich aus dem nördlichen Frankreich, dem Kerngebiet des Frankenreichs, eingewanderte

Personen begraben worden. Menschen als Mitträger von Gegenständen, aber auch von Ideen sind wichtige Motoren des wirtschaftlichen und politischen Geschehens.

5 Bauen und Siedlungswesen

Die antike Siedlungslandschaft wurde im Frühmittelalter grundlegend verändert. In Orten mit antiken Wurzeln setzte eine Neuorganisation ein, die bis ins Spätmittelalter auch zur Verlegung der zentralen Siedlung führen konnte, wie es das Beispiel von Oberwinterthur und Niederwinterthur, dem heutigen Winterthur, zeigt. Zahlreiche neue Siedlungen, die in vielen Fällen bis heute bestehen, wurden teils im Umfeld der Ruinen römischer Gutshöfe (z.B. Dällikon ZH), teils an neu gewählten Standorten gegründet. Durch Rodung erschloss man dafür neue Siedlungsräume.

In den meisten Fällen bestanden Siedlungen bereits lange, bevor sie das erste Mal in den Schriftquellen zufällig Erwähnung fanden. Winterthur und Zürich entwickelten sich bereits seit der Jahrtausendwende in verschiedenen Schritten zur Stadt. Zahlreiche Kleinstädte wurden im 13. Jh. im Umfeld einer Burg oder eines Klosters gegründet. Oftmals bildeten sie den Versuch, die herrschaftlichen Rechte über umstrittenes Gebiet zu festigen (z.B. Glanzenberg ZH, Rheinau ZH). Dies war auch ein wichtiges Motiv für die Gründung von Klöstern (z. B. Töss bei Winterthur).

Bäuerliche Landsiedlungen

Objekte 22, 26

In früh- und hochmittelalterlichen Landsiedlungen erhoben sich mehrere Bauernhöfe, die aus verschiedenen Holzbauten bestanden. Das einstöckige Wohnhaus enthielt auch Stallungen. Offene Feuerstellen dienten zum Kochen, zum Heizen und für handwerkliche Tätigkeiten. Grubenhäuser, die halbkellerartig in den Boden eingetieft waren, dienten meistens als Webkeller oder Lagerraum. Zudem gab es Speicherbauten. Der Bau von mehrgeschossigen Fachwerkhäusern setzte erst im Spätmittelalter ein.

Archäologische Ausgrabungen von Landsiedlungen gestalten sich schwierig. Die Überreste der Holzbauten sind nur als unscheinbare Bodenverfärbungen erhalten, Feuerstellen zeichnen sich als orange, gelblich verfärbte Lehmlinsen ab. Meist sind als Funde nur wenige Keramikscherben, Tierknochen (Speiseabfälle) und vereinzelt Eisengeräte zu verzeichnen. Bei Bauarbeiten in heutigen Dörfern wer-

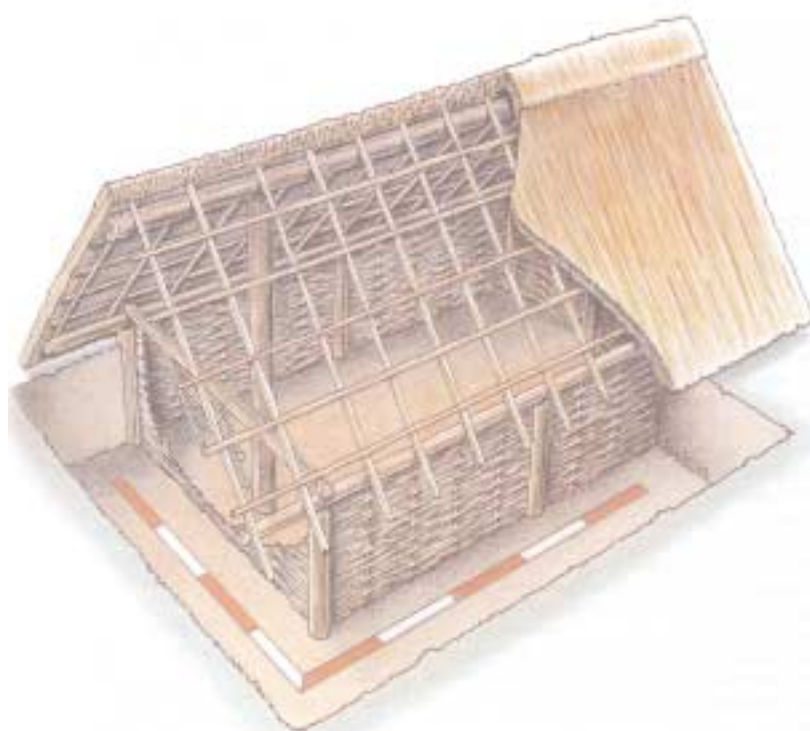


Ausgegrabenes Grubenhaus in Niederlatt-Nänikon ZH (10.–12. Jh). Die Löcher in den Ecken der Grube dienen zur Fixierung der Hauspfosten. In den kleinen Löchern entlang der Grubenwände sassen die Staketen des Rutengeflechts, das die Hauswand bildete. Da sich das Holz im Boden zersetzt, sind die Vertiefungen nur noch anhand von Farbunterschieden erkennbar (stellenweise weiss markiert).

Kantonsarchäologie Zürich.

Diese Rekonstruktion mit zum Teil gedecktem Dach zeigt die Konstruktion eines Grubenhauses.

Experimentelle Archäologie, Bilanz 1991, Archäolog. Mitteilungen aus Nordwestdeutschland, Beiheft 6, Abb. 2.





Winterthur im Frühmittelalter (um 700). Entlang der wohl ursprünglich römischen Fernstrasse von Zürich nach Oberwinterthur, der heutigen Marktgasse, entstand im 6./7. Jh. Niederwinterthur. Nördlich der Strasse erstreckte sich ein Friedhof. Dieser wurde im 7./8. Jh. nach Süden zur ältesten, in Holz errichteten Kirche verlegt, welche am Platze der heutigen Stadtkirche stand. Die Gehöfte waren locker über das Gelände verteilt. Kantonsarchäologie Zürich.

zu zahlreichen Neugründungen von Kleinstädten auf unbesiedeltem Gelände (z. B. Glanzenberg ZH) oder im Vorfeld einer Burg (z. B. Regensberg ZH, Greifensee ZH).

Wichtigste Charakteristika der mittelalterlichen Stadt sind die Befestigung, der Markt und das Stadtrecht. Kirchen, Klöster und Wohnbauten wohlhabender Einwohner waren in Stein errichtet und ragten über die Bauten der Umgebung heraus. Die grosse Bevölkerungszahl auf engem Raum zwang zum Bau mehrgeschossiger Häuser – in gewissem Sinne mit heutigen Hochhäusern vergleichbar – und funktionierender Versorgungs- und Entsorgungsanlagen.



Winterthur um 1300. Bereits um 1000 n. Chr. setzte die Entwicklung zur Stadt ein, welche mit dem Stadtrecht von 1264 einen Abschluss fand. Über dem vergessenen Friedhof des 6./7. Jh. entstand ein parzellierter Siedlungsteil. Um 1200 erhielt Winterthur eine Stadtmauer und neue Gassen. In der zweiten Hälfte des 13. Jh. erweiterte man die Stadt mit zwei Vorstädten, die zunächst noch mit einem Wall befestigt waren. Kantonsarchäologie Zürich.

ganzer Bildprogramme mit religiösen und ritterlich-höfischen Motiven. Von den Möbeln sind in der Regel nur noch Bestandteile aus Eisen erhalten (Beschläge, Schlüssel). Zur Ausstattung der Stuben vornehmer Häuser gehörten im Spätmittelalter mit Butzenscheiben besetzte Fenster.

Die oberen Geschosse, welche die Wohn- und Schlafräume enthielten, konnten auch aus Holz gefügt sein. Zu diesen Wohnbauten gehörten meist hölzerne Nebenbauten. Hölzerne Wohnhäuser, die ebenfalls Höhen bis zu drei Geschossen erreichten, waren zwar zahlreich, entziehen sich aber wegen der späteren Umbauten oftmals dem archäologischen Nachweis.

den diese unscheinbaren Siedlungsreste häufig unerkant zerstört. Bessere Erhaltungsbedingungen bieten verlassen Dörfer, die unter Wies- oder Waldland liegen.

Wohnen in der Stadt

Objekte 20, 21, 31-34

Die Entwicklung zur Stadt konnte sich über mehrere Jahrhunderte erstrecken (Zürich und Winterthur). Die Ausgrabungen in einer Stadt ermöglichen als einzige Geschichtsquelle die Rekonstruktion der verschiedenen Ausbauschritte. Besonders im 13./14. Jh. kam es

Massive Steinhäuser wurden von der städtischen Oberschicht seit dem 13. Jh. gebaut. Im Erdgeschoss befanden sich Lagerräume, zuweilen auch Werkstätten und Verkaufsläden. Im ersten Obergeschoss lagen eine beheizbare, manchmal mit aufwändigen Wandmalereien verzierte Stube und die Küche. Zur Ausstattung der Stuben gehörten Kachelöfen. Deren Beheizung von der Küche aus ermöglichte einen rauchfreien Aufenthalt. Die Entwicklung neuer Kachelformen erlaubte das Darstellen



Das Haus in Winterthur an der Oberen Kirchgasse 18 wurde gemäss dendrochronologischen Untersuchungen im Jahr 1311 unterkellert. Die ansehnliche Breite des Kellerabgangs von 2,2 Meter erlaubte unter anderem auch die Einlagerung von Weinfässern im Keller.
Kantonsarchäologie Zürich.



Die Steinbauten des 13. Jh. in Winterthur verfügten meistens nur über wenige und kleine Fenster.
Kantonsarchäologie Zürich.

Erst im Verlaufe des 14. Jahrhunderts führte die zunehmende Raumnot zur Unterkellerung bestehender Häuser. Dazu untergrub man stückweise die Fundamente, stellte sie auf Holzpfosten ab und mauerte zwischen diesen die Kellermauer hoch.

Die «Versteinerung» des städtischen Hauses und die Bedachung mit Ziegeln führte natürlich zu einem verbesserten Brandschutz. Die steinerne Mauern zwischen den Stadthäusern trugen darum schon damals den Namen «Brandmauern», weil sie bei Hausbränden das Übergreifen auf benachbarte Häuser verhindern sollten (vgl. das Textbeispiel 19 auf der CD Musik und Text).

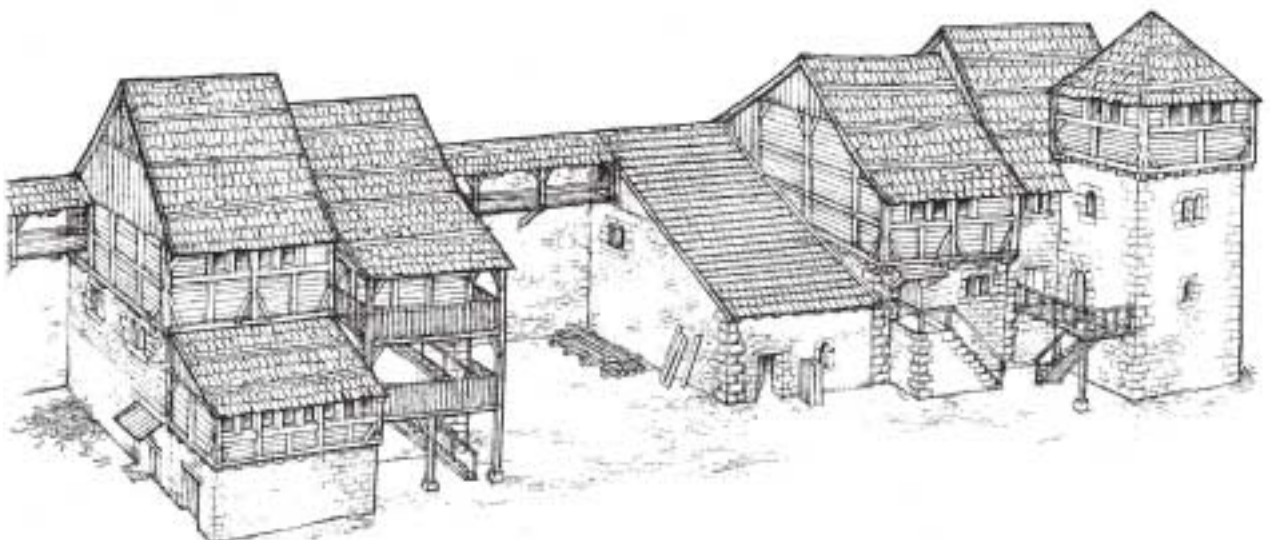
Städtische Infrastruktur

Objekte 14, 28, 30, 35

Gassenoberflächen in mittelalterlichen Städten bestanden aus festgetretenem Kies, auf dem sich nach Regengüssen Pfützen bildeten. Schwere

Im Süden der heutigen Altstadt von Winterthur standen um 1300 mehrere Steinhäuser, die direkt an die Stadtmauer gebaut wurden. Viele Bauteile wie Obergeschosse, Dachstühle und Laubengänge waren aus Holz konstruiert. Bis in heutige Zeit überdauerten die Brandmauern.

Kantonsarchäologie Zürich.





Wasserleitung aus Tonröhren in Zürich, welche das Dominikanerkloster um 1230 mit Trinkwasser versorgte. Eine derartige Wasserleitung war damals einzigartig.

Büro für Archäologie der Stadt Zürich.



Dieser gemauerte Schacht in Zürich diente als Latrine. Auf einer Abdeckung aus Brettern stand das WC-Häuschen. Nicht mehr gebrauchte Latrinen füllte man mit Abfall auf. Damit werden die Latrinen zur archäologischen Fundgrube; ausser im zersetzten Kot enthaltenen Fischgeräten und Kirschensteinen findet sich auch Hausrat, der anders als heute auch in der Latrine entsorgt wurde.

Büro für Archäologie der Stadt Zürich.

Diese Latrine besitzt zwei Sitzlöcher, die nicht abgetrennt waren. Im Mittelalter hiess das stille Örtchen im Gegensatz zu heute «sprachhus», weil man beim Geschäft miteinander diskutieren konnte.

W. MEYER, HIRSEBREI UND HELLEBARDE (Olten 1985), S. 182.

Karren sowie Abdrücke der Füsse von Pferden, Kühen und Schweinen liessen zahlreiche Unebenheiten zurück. Tierische Exkreme sowie Speiseabfälle, die auf den Gassen liegen blieben, führten zu heute nicht mehr vorstellbaren Geruchsbelästigungen. Mehrmals bedeckte man die Gasse mit neuen Kiesschüttungen. Kopfsteinpflaster kamen erst im Verlaufe des 15. Jh. auf.

Das Holen von Wasser war ein mühsames, zeitraubendes Tagewerk. Brunnenschächte befanden sich in den Hinterhöfen, oft neben Latrinengruben. Dies führte zur Verunreinigung des Wassers. Winterthur besass bereits um 1200 einen offenen, durch wichtige Gassen geführten Stadtbach, welcher Brauchwasser in die Stadt leitete. Aus Tonröhren oder aneinander gesetzten, ausgebohrten Holzstämmen (sogenannten Teucheln) bestehende Wasserleitungen kamen vereinzelt im 13./14. Jh. auf. Sie speisten Brunnen in Klöstern oder auf Plätzen. Öffentliche Brunnen galten im späten Mittelalter als wichtiges Repräsentationsobjekt einer Stadt und waren reich mit Statuen verziert.

Als Toilette standen Latrinengruben in den Hinterhöfen zur Verfügung. Waren diese voll, liess man sie ausschaufeln und führte die Fäkalien als Dünger auf die Felder. Einige Häuser verfügten über Aborterker, welche sich in schmale Gässchen zwischen den Häusern entleerten. Mittels Bächen oder bei heftigen Regenfällen wurden diese dann durchgespült. Gerade im warmen Sommer boten überlaufende Latrinen häufig den Grund für nachbarliche Streitigkeiten.

In den Städten befanden sich die verschiedenartigsten Handwerke. Archäologisch sind vor allem jene Gewerbe nachweisbar, deren technische Einrichtungen wie Öfen (Töpfer, Hafner, Bäcker), Feuerstellen (Buntmetallgieser, Schmiede) oder Bottiche (Gerber) im Boden erhalten blieben oder deren Abfallprodukte als Müll in Aufschüttungen gelangten (Knochenschnitzer, Glaser). Eine Vielzahl von Berufen entzieht sich weitgehend dem Nachweis (Küfer, Drechsler, Pergamentmacher usw.), da die Werkstätten keine Spuren hinterliessen.

Zur Stadt gehörten das Badehaus, in dessen Umfeld sich oft zerschlagene Schröpfköpfe finden, sowie Spitäler. Im ersten 1173 gegründeten Spital in Zürich fanden Arme und Kranke, Fremde und Pilger Aufnahme.



Sondersiechenhäuser, vor allem für Aussätziges gebaut, befanden sich ausserhalb der Stadtmauern. Diese Spitäler finanzierten sich durch die Erträge aus gestiftetem Grundbesitz, womit sich die Spender eine Sicherung ihres Seelenheils erhofften.

Kirchen und Klöster

Objekte 16, 19

Kirchen und Klöster mit den dazugehörigen Friedhöfen spielten im Mittelalter eine herausragende Rolle. Mit Umbauten und Vergrößerungen auf der Höhe des Zeitgeists stellte sich die Bauherrschaft selber dar. Der romanische Ausbau des Zürcher Grossmünsters dauerte mit kürzeren Unterbrüchen rund hundert Jahre bis um 1230. Eine besondere Herausforderung war, die Kirche trotz der Bautätigkeit in Funktion zu halten. In die laufend abgeänderten Baupläne flossen englisch/französische, oberrheinische und oberitalienische Ideen ein.

Anders als heute nutzte man den Kirchhof (angrenzend an die Kirche) als Friedhof. Kirche und Friedhof waren Treffpunkte; hier traf man sich zu Gedächtnisfeiern für Verstorbene und Ratsbeschlüsse wurden vor versammeltem Kirchenvolk verlesen.

Burgen

Die Burg, wehrhafter Wohnsitz adliger Familien und Verwaltungsmittelpunkt einer zugehörigen Herrschaft, war ein weithin sichtbares Merkmal des hoch- und spätmittelalterlichen Landschaftsbilds. Als Burgenbesitzer treten uns im 11. und 12. Jh. Hochadlige – beispielsweise die Grafen von Kyburg und die Freiherren von Regensberg –, später auch zahlreiche An-

Das Leben auf der Burg

Die Dichter mittelalterlicher, höfischer Ritterromane stellten das Leben auf der Burg in den prächtigsten Farben dar. Weitgehend vorbehaltlos übernahm die Romantik im 19. Jh. diese idealisierten Beschreibungen, was bis in heutige Zeit nachwirkt. Archäologische Erkenntnisse korrigieren dieses Bild. Die zahlreichen kleinen Burgen waren eigentlich befestigte Landwirtschaftsbetriebe, in denen man auch Tiere hielt. Zuweilen lagen Stallungen direkt unterhalb der Wohnstuben, da die



Zürich um 1250. Noch ist das Gelände beidseits des Flusses locker überbaut. Deutlich heben sich die in Stein gebauten Kirchen und Häuser ab. 1 Fraumünster, 2 Grossmünster, 3 St. Peter, 4 Bebauung am Münsterhof, 5 Obere Brücke, 6 Wasserkirche, 7 Untere Brücke, 8 Rathaus, 9 Fischmarkt, 10 Umfriedung des Klosterareals Fraumünster, 11–13 Adelstürme, 14 Wies- und Rebgelände, 15 Rindermarkt-Neumarkt.

M. u. N. FLÜELER (Hg.) Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300 (Stuttgart 1992), S. 81.



Der romanische Umbau des Zürcher Grossmünsters. Die neue Kathedrale wurde so um den älteren Kirchenbau herumgebaut, dass dieser möglichst lange gebraucht werden konnte. Das bereits verkürzte Schiff war mit einer provisorischen Bauwand abgedichtet. Um die Kirche muss man sich noch die Werkstätten von Steinmetzen, Schmieden sowie Mörtelmischwerke vorstellen. D. GUTSCHER, Grossmünster Zürich, Schweizerischer Kunstführer 326 (Bern 1983), Abb. 4 u. 5.

Wärme der Tiere die Heizleistung der Kachelöfen verbesserte. Noch fehlte Fensterglas weitgehend, um die Räume gegen die Winterkälte isolieren zu können. Ein wichtiger Teil des Alltags bestand aus häuslichen und landwirtschaftlichen Tätigkeiten, an denen sich auch die meisten niederen Adligen beteiligten. Natürlich fiel der Alltag der Hochadligen komfortabler aus, die sich ihren grundherrlichen Pflichten zu widmen hatten, während Mägde und Knechte das Tagewerk vollbrachten.



Baustelle auf einer Burg. Im Hintergrund sind Steinmetze und Zimmermänner zu sehen. Im Vordergrund erkennt man das Kalkbrennen, Mörtelmischen sowie das Hochziehen von Quadern mit einem einfachen Kranen.
H. BOXLER, Burgenland Schweiz, Bau und Alltag (Solothurn 1990).



Burgruine Alt-Regensberg ZH. Im Zentrum steht der Hauptturm. Innerhalb der Ringmauer erhoben sich Wohn- und Wirtschaftsbauten.
Kantonsarchäologie Zürich.

gehörige niederer Adelsschichten entgegen. Gerade bei deren Burgen beschränkten sich zugehörige Herrschaftsrechte vielfach auf die gerodeten Flächen im unmittelbaren Umfeld der Burg, die landwirtschaftlich genutzt wurden.

Im Kanton Zürich standen vor allem kleine Burgen, die meist nur einen Hauptturm, ein Wohngebäude und landwirtschaftliche Bauten aufwiesen. Nur wenige Burgen verfügten über mehrere Steingebäude und eine Kapelle. Die Wasserversorgung stellten ausser Zisternen auch Sodbrunnen sicher. Deren bis in wasserführende Gesteinsschichten abgeteufte Schächte mit Tiefen bis zu

57 Metern sind herausragende Zeugnisse mittelalterlicher Tiefbaukunst.

Burggräben wurden zur Gewinnung des Baumaterials in die Felsen gehauen, waren aber zusammen mit den Ringmauern auch wehrhafte Teile. Die militärische Bedeutung einer Burg war entgegen landläufiger Meinung äusserst gering, die Ausstattung bot im besten Fall Schutz vor einem handstreichartigen Überfall. Stand hingegen eine geplante militärische Aktion bevor, blieb den Bewohnern vielfach nur die Flucht (Schauenberg ZH).

Die Entstehung von grossflächigen Herrschaftsgebieten mit wenigen Verwaltungssitzen sowie die Wirtschaftskrise führten im Spätmittelalter zur Aufgabe zahlreicher Burgen. Im Umfeld von Zürich erstanden einige Familien aus dem städtischen Patriziat Burgen, die sie mit grossem Aufwand ausbauten und so an die adlige Lebensweise anknüpften. Die Wehrhaftigkeit war nunmehr Zierde.

Werner Wild

Weiterführende Literatur

- CH. BADER, Die mittelalterlichen Siedlungsreste von Niederglatt-Nöschikon. In: Archäologie im Kanton Zürich 1999–2000, Berichte der Kantonsarchäologie 16 (Zürich und Egg 2002) S. 121–140.
- K. BÄNTELI, M. HÖNEISEN, K. ZUBLER, Berslingen – ein verschwundenes Dorf bei Schaffhausen. Mittelalterliche Besiedlung und Eisenverhüttung im Durachtal. Schaffhauser Archäologie 3 (Schaffhausen 2000).
- H. BOXLER, Burgenland Schweiz, Bau und Alltag (Solothurn 1990).
- N. U. M. FLÜELER (Hg.) Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300 (Stuttgart 1992).
- D. FLÜHLER-KREIS, Farbfolien mit Kommentar zum Ausstellungskatalog Schloss Kyburg (Zürich 2001).
- R. GLATZ, Burgdorf – Ehemaliges Siechenhaus. Ergebnisse der archäologischen Grabungen und Bauforschungen 1989 bis 1991 (Bern 1995).
- M. GRAF u.a., Hintergrund – Untergrund. Archäologische Entdeckungsreise durch Winterthur, Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 331 (Zürich 2000).
- M. ILLI, Von der Schÿssgruob zur modernen Stadtentwässerung (Zürich 1987).
- M. ILLI, R. WINDLER, Stadtkirche Winterthur, Archäologie und Geschichte (Winterthur 1994).

6 Bildung und Wissenschaft

Ein Verständnis für die mittelalterliche Struktur von Bildung setzt Abstrahierung von seither entfaltetten Denkformen voraus. Insbesondere das 18. Jh. hat die Konzeption von Bildung als Leitbegriff für die Individualitäts- und Freiheitsidee der Aufklärung bis in unsere Zeit hinein geprägt. Bildung wurde damals vor allem auf eine Lese- und Schreibfähigkeit verengt und das Analphabetentum verpönt. Im Mittelalter war Analphabetentum dagegen nicht mit Unbildung deckungsgleich. Das Mittelalter kennt neben dem althochdeutschen Wort *zucht* eine Vielzahl lateinischer Begriffe (*educatio, eruditio, disciplina, doctrina, informatio, formatio morum, institutio, ars, scientia, sapientia, peritia*), die allesamt Nähe zu Unterweisung, Lernen bzw. Lehren, Gehorsam sowie zu Wissenschaft oder Erfahrung widerspiegeln und damit ein weites Bedeutungsspektrum von Bildung und Erziehung aufzeigen.

Die Eigenart der ständisch differenzierten Bildung und Erziehung im Mittelalter wurzelte im Erbe aus zwei Kulturen: In der Völkerwanderungszeit traf die aus mediterranen Schriftkulturen gewachsene spätrömische Bildung kultivierte. Die Kirche fungierte während des Mittelalters als Kontinuitätsträgerin von römischer Administration und lateinischer Schriftlichkeit, während die weltlichen Gesellschaftsschichten – vom Bauern bis hin zum regierenden Hochadel – lange in der volkssprachlichen Schriftlosigkeit verharreten.

Bildung, Erziehung und Wissenschaft waren im mittelalterlichen Weltbild getragen von der philosophischen Idee einer theologischen und hierarchisch gestuften Einheit der Schöpfung. In diese Hierarchie fügten sich auch die verschiedenen Wissenschaften ein, wobei nicht deren Erkenntniszweck, sondern vielmehr die Erkenntnisweisen ihre Position auf der Stufenleiter bestimmten. Im Vordergrund stand oft eine normierte und standardisierte, ausschliesslich auf Erfahrung beruhende Wissenschaft, die in der Scholastik eine Blüte fand. So standen die sieben *artes liberales* (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie) in der Hierarchie über den *artes mechanicae*, die der «blossen» Ingenieurtätigkeit zugeschrieben wurden.

In der Zeit vor 1100 wurden Bildung und Wissenschaft vor allem in den Klöstern gepflegt. Mönche schrieben alte Bücher ab und kommentierten sie. So entstanden u.a. in den Skriptorien (Schreibstuben) der Klöster Rheinau ZH, St. Gallen und Reichenau (D) Schätze der Buchmale-



«Hier erschafft Gott den Himmel, die Erde, die Sonne, den Mond und alle Elemente.» So lautet auf Altfranzösisch die Überschrift über diesem Bild, mit dem in einer französischen Bibel des 13. Jh. das erste Buch der Genesis beginnt. Der Zirkel, mit dem Gott die Grenzen des Universums definiert, ist ein typisches Arbeitsgerät auf den Baustellen im Mittelalter. Gott symbolisiert damit auch den bedeutenden Beruf des Baumeisters, der nur freien Männern offen stand und eine lange Lehrzeit sowie profunde Kenntnisse in Mathematik und Geometrie voraussetzte.

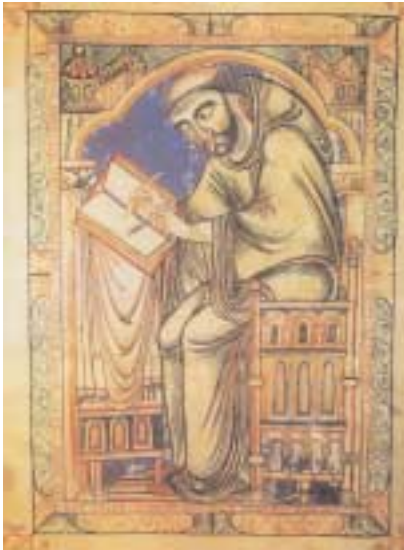
R. TOMAN, Das hohe Mittelalter. Besichtigung einer fernen Zeit (Köln 1988), S. 98.

Links: Im Mittelpunkt dieser Weltkarte des 13. Jh. liegt Jerusalem. Oben befindet sich Asien, links unten Europa, rechts Afrika, an dessen Rand seltsame Geschöpfe dargestellt sind.

R. BARLETT (Hg.), Die Welt des Mittelalters. Kunst, Religion, Gesellschaft, Enzyklopädie mit 800 Bildern (Stuttgart 2001), S. 208.

Rechts: Ausschnitt einer Karte von 1513. Der Norden befindet sich unten. Nun sind einzelne Ortschaften, Hügel und Gewässer gut erkennbar. Ihre Darstellung richtet sich nach Bekanntheit und Bedeutung. In der Bildmitte liegt Zürich (*Turegum*), am oberen Rand Schwyz.

N. u. M. FLÜELER-GRAUWILER (Hg.) Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 1 (Zürich 1995), S. 393.



Dieser Mönch auf einem um 1170 gemalten Bild ist dabei, einen Text zu schreiben. Rechts hält er die Schreibfeder, links ein Radiermesser, um Fehler auskratzen zu können.

R. TOMAN, Das hohe Mittelalter. Besichtigung einer fernen Zeit (Köln 1988), S. 98.

reikunst. Der grösste Teil der antiken Literatur – die Schriften der altgriechischen Gelehrten wie Archimedes, Aristoteles und Pythagoras – wurden im Mittelmeerraum ins Arabische übersetzt und gelangten erst allmählich ab dem 11. Jh. über das muslimische Spanien in den mitteleuropäischen Raum. Die Kirche versuchte aber die wissenschaftliche und philosophische Auseinandersetzung mit antikem Gedankengut weitgehend zu unterbinden. Gelehrte wie etwa der im süddeutschen Raum geborene Albertus Magnus (um 1200–1280) wagten als Mönche den Spagat zwischen Wissenschaft und Kirche, setzten sich mit den antiken Autoren auseinander und waren immer drohenden kirchlichen Sanktionen (z. B. Exkommunikation) ausgesetzt.

Das Aufblühen der städtischen Kultur, das Aufkommen einer rudimentären Verwaltung und die Ausdehnung des Handels im Spätmittelalter führten zu einer rasanten Zunahme schriftlicher Zeugnisse im Laufe des 13. Jh., vor allem aber im 14. und 15. Jh. Wenn noch im Hochmittelalter der Schriftgebrauch und damit die Wissenschaft fast ausschliesslich auf den kirchlichen Bereich konzentriert war, weitete sich dieser im Spätmittelalter insbesondere auch auf die Städte aus. Im Zuge der frühen Entdeckungsreisen wurde das mittelalterliche Weltbild und seine kartographische Darstellung revolutioniert. Die schematische und sicherlich auch symbolische Darstellung der Welt als Scheibe, in deren Mittelpunkt Jerusalem lag, mit den vom Meer und Ungeheuern umgebenen Landmassen hatte geringen praktischen Nutzen für die Seefahrt. Im 15. und 16. Jh. entstehen immer detailliertere Landkarten, sowohl von den entdeckten Küstenabschnitten Afrikas und Asiens wie auch von der näheren Umgebung – etwa der Umgebung von Zürich.

Auswendiglernen in den mittelalterlichen Schulen

Da Bücher als Schulmaterial weitgehend fehlten, bestand das Lernen aus dem endlosen mündlichen Nachsagen von Texten. Memorieren durch Repetieren beherrschte den Schulalltag. Da vor allem religiöse Texte eingeübt wurden – die Schule bot natürlich die Gelegenheit, die gesellschaftliche und gottgewollte Ordnung einzutrichtern –, fühlt man sich bei der Vorstellung des Unterrichts in einem mittelalterlichen Schulzimmer an die Bilder der heutigen Koranschulen erinnert. Das Textbeispiel auf dem Bild zeigt den «Cisiojanus», ein Lehrgedicht, welches die wichtigsten Daten des Heiligenkalenders mnemotechnisch einprägen soll. Im lateinischen um 1200 entstandenen Original ist jeder



S. LORENZ, Th. Zotz (Hg.), Spätmittelalter am Oberrhein. Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525. Ausstellungskatalog Karlsruhe. Katalogband (Karlsruhe 2001), S. 243.

Monat in zwei Versen gefasst und besteht aus einer Aneinanderreihung der Anfangsilben der Heiligenfeste sowie des Monatsnamens. Es beginnt: **Cisio Janus Epi** = *Circumcisionis Christi Janus Epiphaniae* = Christi Beschneidungsfest (1.1.), Januar, Dreikönigstag. Komplette Januarverse: «**Cisio Janus Epi** sibi vendicat Oc Fel Mar An Prisca Fab Ag Vincen Ti Pau Po nobile lumen». Das Gedicht wurde bis weit ins 15. Jh. gebraucht und wie vorliegendes Beispiel von 1524 zeigt, ins Deutsche übersetzt: «Jenner hat XXXI tag. Jesus das kind ward beschnitten. drey künig von orient komen geritten. und opfferten dem herzen lobesan.»

Nur aufgrund archäologischer Funde weiss man, dass die Wikinger von Skandinavien gegen das Ungewisse im Westen gesegelt waren und die Inseln Island, Grönland und den Norden des amerikanischen Kontinents erreichten. Diese Leistung wäre ohne geeignete Schiffe, ohne grossen Mut und Entdeckungswillen unmöglich gewesen.

Schulen im Mittelalter

Objekt 35, Klangbeispiele auf der CD Musik und Text.

Die Ausbildung war bis ins 13./14. Jh. auf Klöster beschränkt, noch gab es erst wenige Universitäten (Bologna: 1118; Paris: 1150 gegründet). Das Aufkommen der Städte, die Organisation des Handwerks und die Zunahme des Handels führten auch zur Verbesserung im Bildungswesen. Nach wie vor bildeten die Klöster ihren eigenen Nachwuchs aus. Zu diesen Klosterschulen, deren Anzahl durch die Gründungen der Bettelmönchsorden anstieg, gesellten sich Lateinschulen. Deren Schulmeister wurde von der Stadt angestellt. Latein war nach wie vor die internationale amtliche Schriftsprache, auch wenn allmählich im späten 13. Jh. deutsch verfasste Urkunden auftauchen. Das damals gesprochene Mittelhochdeutsch wurde immerhin bereits seit dem 12. Jh. neben dem Latein als Sprache der Literatur verwendet (Ritterromane, Minnelieder: vgl. die Klangbeispiele 13–15, 17–18 auf der CD Musik und Text).

Die Schulen blieben den Jungen vorbehalten, weshalb sie Knabenschulen genannt wurden. Hier erfolgte die Grundausbildung in Latein und Chorgesang. Letzterer entsprach den Bedürfnissen der kirchlichen Litu-

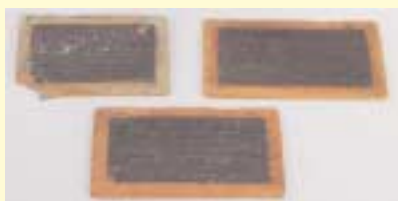


Dieses Bild aus der zweiten Hälfte des 14. Jh. zeigt eine Vorlesung an der Universität von Bologna. Hier sind auch ältere Männer sowie zwei Frauen zu sehen.

N. u. M. FLÜELER-GRAUWILER (Hg.), Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 1 (Zürich 1995), S. 191.

Wachstafeln für Schreibübungen und Notizen

Natürlich mussten auch Schreibübungen erledigt werden. Dafür boten sich die seit der Antike bekannten hölzernen Schreibtäfelchen an. Die häufig aus Buchenholz geschnittenen Tafeln wiesen eine eingetiefte Fläche auf, die



G. P. FEHRUNG, Stadtarchäologie in Deutschland (Stuttgart 1996), Abb. 70.

mit Bienenwachs aufgefüllt wurde. In dieses Wachs konnte man mit einem spitzen Gegenstand

Texte schreiben. Das andere Ende dieser Griffel war flach, sodass man die Fläche wieder glätten und erneut darauf schreiben konnte.

Die abgebildeten Schreibtäfelchen wurden in Lübeck (D) gefunden. Da sich Holz im Boden zersetzt, findet man meistens nur die aus Eisen oder Bronze hergestellten Griffel. Die Unterscheidung von Nadeln, Nägeln und kleinen Ahlen ist aber schwierig und nur möglich, wenn sich das flache hintere Ende erhalten hat.

Die Griffel unten stammen alle von der Burg Alt-Wädenswil ZH. Der Fundort erstaunt auf den ersten Blick. Zwischen 1300 und 1549 war die Burg aber im Besitz der Jo-

hanniter, eines geistlichen Ritterordens, dessen Mitglieder grösstenteils über Schreib- und Lesekenntnisse verfügten.



Kantonsarchäologie Zürich.



Dieses Bild aus der Manessischen Liederhandschrift zeigt zwei Schulstuben (Anfang 14. Jh.). Beide Lehrer erheben den Zeigefinger und halten eine Rute in der Hand. Die grüne Rute war das Symbol für Grammatik bei der Darstellung der sieben Künste (Fächer). Der grosse Lehrer links trägt einen Bart, der für Alter und Weisheit steht, und ist weltlich gekleidet. Unter ihm sitzen zwei Schüler, wobei der linke aufgrund seiner Tonsur zum geistlichen Stand gehört. Der Lehrer rechts ist auch Geistlicher.

I. F. WALTHER, Codex Manesse. Die Miniaturen der Grossen Heidelberger Liederhandschrift (Frankfurt a. M. 1988), Nr. 96.

gie, die auf den lateinischen Wechselgesang von Priestern und ausgebildetem Chor basierte.

In den Städten gab es die unter Aufsicht der städtischen Oberschicht geführten deutschen Schulen für jene, die nicht für die Lateinschule geeignet oder zugelassen wurden: Handwerksburschen und Mädchen. Daneben gab es sogar ein Angebot für private Kurse, wie ein Beispiel aus Basel zeigt. Hier bot Oswald Geisshüsler 1526 neben dem regulären Kirchenunterricht Schnellkurse für jeden, Mann und Frau, Jung und Alt, in «deutsch Schreiben und Lesen» sowie in Buchhaltung an.

Im 15. Jh. kam es im süddeutschen Raum zur Gründung von Universitäten (u. a. Basel und Freiburg im Breisgau D 1460). Die Studiengänge waren europaweit einheitlich strukturiert. Beim Eintritt mit 14 bis 16 Jahren musste man über genügende Lateinkenntnisse verfügen. Das Grundstudium der freien Künste (Künsten) ist etwa mit der heutigen gymnasialen Oberstufe vergleichbar. Danach folgten die höheren Fakultäten der Juristen, Mediziner und Theologen.

Spätestens seit dem 15. Jh. hatten Lehrer in der Regel ein Universitätsstudium absolviert. Das Salär setzte sich aus Geld- und Naturalbeiträgen der Schulleitung, der Schüler und kirchlicher Stiftungen zusammen.

Dem Lehrer ging meistens ein Gehilfe zur Hand, der den Ofen in der Schulstube beheizte, über die Disziplin wachte und beim Abfragen der Schüler half. Die Anzahl Schüler, die zusammen in einem Raum unterrichtet wurden, konnte 60 bis 70 erreichen.

Schulalltag

Der Schuleintritt erfolgte ungefähr nach Abschluss des 7. Lebensjahres. Alle Alterstufen wurden zusammen in einem Zimmer unterrichtet. Dabei gab es aber kein nach Jahrgang gegliedertes Programm; ältere Schüler unterschieden sich von jüngeren hauptsächlich durch die Anzahl Wiederholungen desselben Stoffs. Über den Übertritt an die Universität entschieden die Kenntnisse im Latein und das vorhandene Geld für den eigenen Lebensunterhalt.

Wie den autobiographischen Berichten beispielsweise des Wallisers Thomas Platter (1499–1582) zu entnehmen ist, entschieden die Gelegenheiten zum Betteln oder bezahlten Singen über die Wahl des Studienorts. Almosen an Schüler zu vergeben gehörte zu den «guten Werken» im Sinne der eigenen Jenseitsvorsorge (je mehr Geld man spendete, desto früher durfte man das Fegfeuer verlassen). Die Beschaffung des Lebensunterhalts war auch verantwortlich für Unterbrechungen oder Abbruch des Schul- und Universitätsbesuchs. Dabei wurden jüngere ABC-Schützen von den älteren Burschen brutal zum Betteln und Stehlen gezwungen. Der Abschluss des Universitätsstudiums war nicht nur von den fachlichen Leistungen abhängig. Zum Erwerb des Dokortitels mussten die Studenten ein grosses Essen für die Professoren veranstalten und ihnen und ihren Ehefrauen Geschenke machen.

Auch bezüglich Pensum und Ferien manifestieren sich Unterschiede zu heute. Schulfrei waren der Donnerstag- und Samstagnachmittag, dafür wirkten die Schüler an Sonn- und Feiertagen an Gottesdiensten mit. Eigentliche Schulferien waren unbekannt, doch fiel an den vielen kirchlichen Feiertagen des Jahres der Unterricht aus. Diese Freitage entsprachen etwa der Dauer der heutigen Schulferien.

Die Schulfeste boten Unterbrechungen des trockenen Schulalltags. Heute noch beliebt ist der Schulsilvester, der auf das am Tag der Unschuldigen Kindern am 28. Dezember gefeierte Narrenfest zurückgeht. Da wurde die «verkehrte Welt» inszeniert. Schüler wählten einen «Schülerbischof» und verkleideten sich als Narren und Kapläne. Abends gingen sie in ein Wirtshaus zum Nachtessen oder veranstalteten ein Tanzfest. Hierfür war die Fraumünsterschule in Zürich berühmt. Wegen den Schulferien findet heute der Schulsilvester vor Weihnachten statt. Das Herauslärmen der Lehrer und Umherziehen lassen noch deutliche Bezüge zur verkehrten Welt erkennen.

Im frühen 16. Jh. erfahren wir auch erstmals von Schülertheatern. Die Schüler des Zürcher Grossmünsters führten zu Neujahr 1514 ein «Spiel von den alten und jungen Eidgenossen» auf, in dem sie den Solddienst der Zeitgenossen kritisierten und Genügsamkeit, Frömmigkeit und Fleiss der Vorfahren priesen.

Wissen und Bildung ausserhalb der Schulen

Objekte 1, 6, 10, 20, 21, 27, 34, 35

Die Darstellung des spätmittelalterlichen Schulwesens darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass schulische Bildung ein Privileg war. So gingen Bauernkinder auf dem Land nicht zur Schule, sie wurden früh als Arbeitskräfte eingesetzt.

Auch die grossen Erfindungen und Leistungen in Handwerk und Technik entstanden nicht an den Hochschulen, sondern in den Werkstätten und auf den Bauplätzen. Nach der Ausbildung in der Werkstatt folgten die Wanderjahre, wie man sie heute etwa noch von den Zimmerleuten her kennt. Da gelangten natürlich neue Errungenschaften sehr rasch von einer Stadt in die andere. Auch die Bildung von Zünften in den spätmittelalterlichen Städten führte zu einem guten Informationsaustausch und der Festlegung von Qualitätsnormen innerhalb eines Berufsstandes.

Anhand der archäologischen Funde kann der Austausch von Innovationen nachvollzogen werden, wie folgende Beispiele zeigen. Bei der Ofenkeramik erfolgt das Auftauchen neuer Kachelformen, etwa der viereckigen Blattkacheln in der

Das Reisen und die Kontakte der Oberschicht förderte die Vermittlung fremder Einflüsse. In ihrer Burg Neu-Regensberg ZH liessen die Freiherren von Regensberg einen runden Hauptturm errichten, wie er im westschweizerischen Raum Mode war.

N u. M. FLÜELER (Hg.), Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300 (Stuttgart 1992), S. 25.



ersten Hälfte des 14. Jh. im Raum Basel, Bern, Zürich, Winterthur, derart rasch, dass nicht mehr zu entscheiden ist, wo die Erfindung erfolgte. Interessant sind auch Beobachtungen bei der Geschirrkemik: Bis zum 12./13. Jh. gab es noch regionale Unterschiede in Aussehen und Machart. Ab dem späten 13. Jh. finden sich Gefässe wie die Dreibeintöpfe, die, ob aus Winterthur oder Basel stammend, zum Verwechseln ähnlich aussehen. Auch im Glasbläserhandwerk führte die Entwicklung zu weiträumigen Vereinheitlichungen, wie vor allem die Nuppenbecher zeigen.

Einige im Archäologie-Koffer versammelte Objekte stehen als Beispiele für die zahlreichen Errungenschaften des hohen und späten Mittelalters. Kachelöfen trugen zur Steigerung des Wohnkomforts bei, ermöglichten sie doch die rauchfreie Beheizung von Innenräumen. Glasfenster wiesen in wohlhabenden Haushalten die Kälte ab. Der Hufbeschlag von Pferden verbesserte u.a. deren Einsatz im Krieg und auf Reisen. Pferde konnten dank der Kummelbespannung ab dem 13. Jh. in der Landwirtschaft eingesetzt werden und waren gegenüber den Ochsespannen weitaus leistungsfähiger. Die Entwicklung des horizontalen Webstuhls führte zu Verbesserungen in der Tuchherstellung. Handgeschöpftes Papier (anstelle des teuren Pergamentes) war Voraussetzung für die grössere Verbreitung von Büchern und Flugblättern. Mit den Modellen zur Dekoration von Gebäck und Ofenkacheln fassen wir eine Vervielfältigungstechnik. Ein Höhepunkt dieser Technik ist der nur in seltenen Fällen archäologisch fassbare Buchdruck in der zweiten Hälfte des 15. Jh.

Andrea Tiziani / Werner Wild

Weiterführende Literatur

- R. BARLETT (Hg.), Die Welt des Mittelalters. Kunst, Religion, Gesellschaft, Enzyklopädie mit 800 Bildern (Stuttgart 2001).
- N. u. M. FLÜELER-GRAUWILER (Hg.), Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 1: Frühzeit bis Spätmittelalter (Zürich 1995), S. 462–463.
- U. LINDGREN (Hg.), Europäische Technik im Mittelalter. Ein Handbuch (Berlin 1996).
- D. MERTENS, Bildung. In: S. Lorenz, Th. Zotz (Hg.), Spätmittelalter am Oberrhein. Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525. Ausstellungskatalog Karlsruhe. Katalogband (Karlsruhe 2001), S. 239–246.
- E. ROTH KAUFMANN, Spätmittelalterliche reliefierte Ofenkeramik in Bern (Bern 1994).
- G. WIELAND, Ars und Scientia im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit (Tübingen 2002).

7 Spiel und Kurzweil

Spiel und Fest waren sowohl für Kinder wie auch für Erwachsene bedeutend im Alltagsleben. Zahlreiche mittelalterliche Geschicklichkeits-, Beweglichkeits- wie auch Brett- und Kartenspiele bestehen bis heute (Reifen, Stelzen gehen, Windrädchen, Seilspringen, Ringen, Steinstossen, Schiessen, Wettrennen, Fechten). Manchmal sind die Spielplätze sogar am gleichen Ort geblieben: Auf dem Zürcher Lindenhof gab es bereits im Jahr 1474 Schaukeln und Tische mit Schachspielen.

Spiele für Kinder und Erwachsene

Von den zahlreichen auf bildlichen Darstellungen gezeigten Spielgeräten haben nur wenige die Zeit überdauert: Murmeln und Figürchen aus Ton, Kindergeschirr und selten Holzpuppen. Ähnlich wie heute ahmten die Kinder die erwachsene Welt nach und übten so bereits die späteren gesellschaftlichen Rollen ein.

Einer grossen Beliebtheit erfreuten sich Gesellschafts- und Glücksspiele. Zum Würfeln gesellte sich nach 1370 das Kartenspiel. Weil oft um Geld gespielt wurde, war die Problematik der Spielsucht allgegenwärtig. Die Kirche kritisierte deshalb diese Spiele als unchristlich und forderte deren Verbot. Auch die Stadtbehörden versuchten im 14./15. Jh. erfolglos, Spielverbote durchzusetzen, um Schlägereien zu verhindern.

In sportlichen Wettkämpfen massen sich Kinder wie Erwachsene. Beliebt waren Wettrennen, Ringen, Schiessen und Imitationen von Turnie-

1560 malte Pieter Bruegel der Ältere das berühmte Bild «Kinderspiele», das sich heute im Kunsthistorischen Museum Wien befindet. Zahlreiche der 78 dargestellten Spiele sind heute noch beliebt.

JEANETTE HILLS, Das Kinderspielbild von Pieter Bruegel d. Ä. (1560), Eine volkskundliche Untersuchung. Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, X (Wien 1957).





Tricktrack-Spielbrett aus Freiburg im Breisgau (D). Dieses kunstvolle Spiel stammt aus dem 13. Jh. Der Fundort in einer Klosterlatrine wirft Fragen auf. Wurde es von Mönchen absichtlich weggeworfen, um nicht beim Spielen auf dem Abort erwischt zu werden, oder warf es der Abt als Strafe in die Latrine?

G. P. FEHRING, Stadtarchäologie in Deutschland (Stuttgart 1996), Abb. 81.

Der Teufel schwebt über vier Personen, die eine Partie Tricktrack spielen. Kirche und Obrigkeit sahen in solchen Spielen in erster Linie eine Gefährdung der Menschen.

J. BRÜLISAUER, H. DRAEYER, Y. JOLIDON (Hg.), Alltag zur Sempacherzeit. Innerschweizer Lebensformen und Sachkultur im Spätmittelalter. Ausstellungskatalog des Historischen Museums Luzern (Luzern 1986), Titelbild.



ren. Ein sportliches Vergnügen der Oberschicht war die Jagd. Besonders aufwändig wegen der Abrichtung der Vögel war die Falknerei.

Brettspiele

Objekte 36-38

Die wichtigsten Brettspiele waren Schach, Tricktrack (das heutige Backgammon) und Mühle. Die beiden letztgenannten Spiele blicken auf antike Vorläuferspiele zurück, die auch in unserer Gegend gespielt wurden. Das vermutlich bereits im 3./2. Jh. v. Chr. in Indien erfundene Schach erreichte dagegen erst im 6./7. Jh. n. Chr. den persisch-arabischen Raum, wobei es nach dem persischen Wort für König «Shah» benannt wurde. Das Schach gelangte dann auf zwei Wegen nach Europa: über Handelswege von Persien durch Russland und den Ostseeraum sowie über den arabischen Mittelmeerraum. Hier führte eine Auslegung des Korans, welche die Darstellung von Figuren verbietet, zur Erfindung von abstrakten Figuren. Bis ins 13./14. Jh. bestanden in Mitteleuropa sowohl abstrakte wie auch figürliche Spielsätze nebeneinander. Das Schach wurde als Abbild der Gesellschaftsordnung gesehen: «Die Welt gleicht einem Schachspiel, sie hat auch Könige und Königinnen, Grafen (Türme), Ritter (Springer), Bischöfe (Läufer) und Bauern.»

Auch beim Backgammon dürfte der zunehmende Kontakt des Abendlandes mit der muslimischen Welt im 11./12. Jh. zu einer wachsenden Beliebtheit des Spiels in Europa geführt haben. Die heutigen Regeln entstanden jedenfalls erst im Mittelalter. Der Name «Tricktrack» ist französischen Ursprungs (von *triebrac*). Eine sprachliche Wurzel ist sicher frz. *tricher*: austricksen. «Track» könnte noch im heutigen Wort «vertrackt» (schwierig) weiterleben. So gesehen wäre Tricktrack ein sehr sinngemäßer Name für dieses strategische Brettspiel.

Wertvolle und einfache Spiele

Besonders wertvolle Spiele besaßen Steine aus Bergkristall, Elfenbein oder Geweih und hölzernen Brettern, deren Felder mit Intarsien oder mit Knochenplatten ausgelegt waren. Daneben gab es natürlich eine Vielzahl von einfachen geschnitzten Holzfiguren und in Holz oder Stein eingeritzte Spielpläne. Diese haben sich aber nur in seltenen Fällen erhalten. Würfel waren aus Knochen oder Holz geschnitzt.

Wie in der Römerzeit war auch im Mittelalter das Spielen mit Knöchelchen, den Astragalen aus den Sprunggelenken von Schafen und Ziegen, verbreitet. Wie heute noch in nordafrikanischen Ländern, der Türkei und der Mongolei galt es als unterhaltsames Geschicklichkeits- und Würfelspiel.

Feste

Das Fest war eine willkommene Abwechslung im eintönigen Alltag. Sowohl private Lebensabschnitte wie Taufe, Eintritt ins Erwachsenenleben und Hochzeit als auch öffentliche Handlungen – etwa Bundesbeschwörungen, Verkündung von Verträgen und Besuche hochgestellter Persönlichkeiten – bildeten Anlässe für ausgelassene Feiern. Dazu gesellten sich mehrere Dutzend kirchliche Feiertage, Namenstage von Heiligen – erinnert sei an den Stefans- und den Berchtoldstag –, Kirchweihen und Termine wie Fasnacht, Fruchtbarkeits- und Erntefeste. Auch Kirchweihen und jährliche, gemeinsame Wallfahrten waren mit Tanz und sportlichen Wettkämpfen verbunden.

Feste erlebte man als Ausnahmezustand, der die Ordnung und Gesetze des Alltags weitgehend ausser Kraft setzte. Sie boten die Gelegenheit, Nachrichten auszutauschen und überregionale Kontakte zu knüpfen. Begegnungsfeste zweier verbündeter Städte oder auch auf bestimmte Bevölkerungsgruppen beschränkte Feiern wie ritterliche Turniere oder Zunfttage förderten das Zusammengehörigkeitsgefühl. Die festliche Stimmung konnte wegen des übermässigen Alkoholgenusses in wüste, mit Händen und Waffen ausgetragene Raufereien münden, deren Kontrolle der Obrigkeit oftmals entglitt.

Bildliche Darstellungen von Festen kennen wir aus illustrierten Handschriften. Hingewiesen sei auf die in Zürich im beginnenden 14. Jh. ent-



Schützenfest in Konstanz 1458 (Chronik des Diebold Schilling, Luzern). Innerhalb des Zauns steht ein fahrbarer Schützenstand. Rechts ist eine Schlägerei zwischen Einheimischen und Eidgenossen im Gange, deren Münzen als «Kuhplaparte» (Kuhpfennig) beschimpft und abgewiesen wurden. Darauf verwüsteten diese mit Verstärkung aus der Innerschweiz das Umland von Konstanz und waren erst unter Vermittlung Zürichs bereit, mit einer finanziellen Abfindung abzugeben.

W. MEYER, Hirsebrei und Hellebarde (Olten 1985), S. 293.

Das höfische Fest – Vom Ritterturnier zur Parodie

Die spätmittelalterlichen Ritterturniere haben das Mittelalterbild bis heute nachhaltig geprägt. Austragungsort dieser mehrtägigen Feiern mit Banketten, Tänzen, Umzügen und Kampfspielen waren die Städte. Turniere sind für Zürich etwa für 1368 und 1467 belegt, aus Schaffhausen liegt der detaillierte Bericht eines spanischen Teilnehmers aus dem Jahr 1436 vor. Die Teilnahme war für den Adel Pflicht. Zu Beginn fand die Helmschau statt, bei der die Damen unter den ausgestellten Helmen diejenigen zu Boden warfen, deren Träger in der vergangenen Zeit gegen die Standesregeln verstossen hatten (z.B. Heirat eines Adligen mit einer Tochter aus bürgerlichem Haus,

unstandesgemässe Kleidung und Auftreten). Beim *Turnei*, einem innerhalb eines Pferchs durchgeführten Kampf zweier Mannschaften, wurden die dermassen Geächteten gezielt verprügelt. Als *Tjost* bezeichnet man den Kampf zweier Ritter zu Pferd. Schwere Unfälle veranlassten die Kirche wiederholt, Turnierverbote auszusprechen. Stadtbürger versuchten dem Glanz ritterlicher Ideale nachzuleben und organisierten ebenfalls Turniere. Beliebter waren Turnierparodien, die im Spätmittelalter von Bauern und Bürgern zur Fasnachtszeit aufgeführt wurden. Als Ausrüstung dienten Strohköpfe, Speckschwarzen, Lebkuchen und Kücheneimer, als Reittiere Steckenpferde, Esel und Ziegen.



Dieses Bild aus der Zeit um 1470 zeigt einen Turnierreiter. Erkennbar ist der für das 15. Jahrhundert charakteristische Stechhelm, der nur an Turnieren getragen wurde. Die Lanze ist beim Aufprall auf den von rechts herangaloppierenden, nicht sichtbaren Ritter in Stücke zerborsten.

Kantonsarchäologie Zürich.



Wettkämpfe in Einsiedeln SZ. Im Vordergrund Weitsprung aus dem Stand, Steinstossen und Wettlauf. Im Hintergrund erkennt man Kleiderringen, eine Form des heutigen Schwingens. Links im Bild befindet sich das Schützenhaus mit der Zielscheibe. Darstellung aus der Luzerner Chronik des Diebold Schilling von 1513.

W. MEYER, Hirsebrei und Hellebarde (Olten 1985), S. 295.



Topfhelm aus dem 14. Jh., gefunden in der Ruine Gesslerburg SZ. Bisher kamen in der Schweiz drei, in Europa 11 Topfhelme zum Vorschein. Sie wurden sowohl beim Turnier wie im Kampf getragen.

W. MEYER, E. WIDMER, Das grosse Burgenbuch der Schweiz (Zürich 1981), S. 94.

standene Manessische Liederhandschrift sowie auf die in Bern, Luzern und Zürich verfassten «Schweizer» Bilderchroniken. Bei Hausuntersuchungen in Zürich und Winterthur entdeckte man unter jüngeren Verputzschichten spätmittelalterliche Wandmalereien. Diese zeigen häufig Darstellungen von Festen. Turnieritter, Tanzpaare und Hofnarren waren im 14. und 15. Jh. zudem beliebte Motive auf Ofenkacheln.

Gegenstände, die klar ins Umfeld von Fest und Brauchtum gehören, wie eine in Ulm (D) gefundene Fasnachtsmaske aus Ton, stellen die Ausnahme dar, da sie in der Regel aus vergänglichem Material gefertigt waren. Bei metallenen Schellen ist die Funktion nicht bestimmbar, fanden sie doch sowohl als Bestandteile festlicher Kleidung wie auch des Pferde- und des Falknergeschirrs Verwendung.

Werner Wild

Weiterführende Literatur

- K. BÄNTELI u.a., Ex terra lux (Schaffhausen 2002), S. 184ff. (Turnierbericht Schaffhausen).
- W. ENDREI, Spiele und Unterhaltung im alten Europa (Hanau 1988).
- J. HILLS, Das Kinderspielbild von Pieter Bruegel d. Ä. (1560). Eine volkscundliche Untersuchung. Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, X (Wien 1957).
- W. MEYER, Hirsebrei und Hellebarde (Olten 1985).
- A. PFEIFFER (Hg.), Spielzeug in der Grube lag und schlief ... Archäologische Funde aus Römerzeit und Mittelalter. museo 5 (Heilbronn 1993).
- J. E. SCHNEIDER, J. HANSER, Wandmalerei im Alten Zürich (Zürich und Egg 1986).

8 Musik

Alle mittelalterlichen Feste – Turniere, Schützenfeste, Kirchweihen – waren von Musik begleitet (vgl. diverse Klangbeispiele auf der CD Musik und Text). An Banketten wurden Musiker und Tänzer engagiert. Der Hofherr lud gerne seine Gäste zum Tanz ein. In Europa waren die Musiker stark umworben. Die Quellenlage zur Spielweise und Aufführungspraxis mittelalterlicher Musik ist sehr schlecht, es wurde viel improvisiert. Erste Noten für Gesang sind in Europa erst ab dem ausgehenden 9. Jh. überliefert.

In der Manessischen Liederhandschrift, einer in Zürich entstandenen Liedersammlung aus der 1. Hälfte des 14. Jh., bilden das ritterliche Leben und das höfische Ideal das Hauptthema. Die Liebessehnsucht wurde mit grosser Leidenschaft besungen, meist von einer Fiedel oder Laute begleitet. Der Minnesang des 12. und des 13. Jh. war offen, Text und Melodie konnten auch geändert werden. Minne bedeutet Liebe (Mittelhochdeutsch), Frau Minne stellt seit dem 12. Jh. in der Lyrik die Personifikation der Liebe dar.

Musikinstrumente

Objekte 39–41, diverse Klangbeispiele auf der CD Musik und Text.

Mehrteilige Musikinstrumente aus Holz wie etwa die Fiedel oder die Laute sind wegen den schlechten Erhaltungsbedingungen selten im archäologischen Fundmaterial überliefert. Einfachere Instrumente wie Maultrommeln, Knochenflöten und Tonpfeifen, die im alltäglichen Leben verwendet wurden, finden sich indessen auf Burgen und in den städtischen Siedlungen (z.B. Bonstetten ZH, Technikumstrasse in Winterthur).

Für eine Übersicht der mittelalterlichen Musikinstrumente sind wir darum auf Darstellungen in Buchillustrationen, auf Wandmalereien oder auf Ofenkacheln angewiesen. Im Mittelalter gab es eine grosse Vielfalt an Musikinstrumenten, die in unterschiedlichen Grössen und Ausführungen hergestellt wurden. Sie wurden in «leise» und «laute» Instrumente unterschieden. Flöten und alle Saiteninstrumente gehörten zur ersten Gruppe, Schalmeien, Sackpfeifen und Geradtrompeten zur zweiten (vgl. Abb.).

In einer Buchillustration aus der Zeit um 1420 sind fünf musizierende Engel dargestellt (vgl. Abb.): Oben links spielt ein Engel das Portativ, eine kleine, tragbare Orgel (v.a. im kirchlichen Musikleben), darunter eine Fiedel, die auf der Armbeuge gespielt wird. Laut geht es zu und her beim Trompetenspiel (adeliges Standessymbol, nur spezielle Hoftrompeter), hier mit krummem Horn (für Empfänge, Turniere, Alarm und Jagd ver-



Der Tanz war ein wichtiger Bestandteil der mittelalterlichen Musik. Man tanzte einzeln, in Paaren oder Gruppen. Das Bild aus der Manessischen Liederhandschrift zeigt Heinrich von Stretelingen in höfisch-galantem Schreittanz mit seiner Geliebten.

I. F. WALTHER, Codex Manesse. Die Miniaturen der Grossen Heidelberger Liederhandschrift (Frankfurt a. M. 1988), Nr. 30.



Buchillustration aus der Manessischen Liederhandschrift (1300–1340). Meister Heinrich Frauenlob auf dem Thron gibt den Takt an. Im Zentrum hervorgehoben der Fiedelspieler, an seiner rechten und linken Seite Musiker mit Trommeln und Rasseln sowie Schalmeien, Flöten und Sackpfeifen.

I. F. WALTHER, Codex Manesse. Die Miniaturen der Grossen Heidelberger Liederhandschrift (Frankfurt a. M. 1988), Nr. 129.

Zitiert nach: C. Brinker, D. Flühler-Kreis, Die Manessische Liederhandschrift in Zürich. Ausstellungskatalog des Schweizerischen Landesmuseums (Zürich 1991), S. 133.

Ausschnitt aus einem Lied des Zürcher Minnesängers Johannes Hadlaub, aufgeschrieben in der Manessischen Liederhandschrift

<i>Al ze hōhe minne</i>	Allzu grosse Liebe
<i>Brāchten mich ūz dem sinne</i>	brachten mich um den Verstand.
<i>Dō ich ir ougen unde mund</i>	Als ich ihre Augen, ihren Mund
<i>Sach wol stēn und ir kinne,</i>	und ihr Kinn so wohlgeformt sah,
<i>dō wart mir daz herze enbinne</i>	da war mir innen das Herz
<i>von sō süezer tumpheit wunt,</i>	in so süsser Verrwirrtheit
	verwundet,
<i>Daz mir wīsheit wart unkunt.</i>	Dass mir aller Verstand fehlte.



wendet). Einen sanften Klang hingegen gibt die Laute wieder, die einen abgeknickten Wirbelkasten und einen im Bild nicht erkennbaren runden Resonanzkasten hat. Schliesslich ist noch ein auf dem Hackbrett spielender Engel (das Hackbrett heute noch in der Volksmusik verwendet) zu erkennen. Fiedel und Laute waren im Mittelalter als Begleitinstrumente sehr beliebt.

Annamaria Matter

Darstellung von musizierenden Engeln aus einer Buchillustration (um 1450). Instrumente: a) Portativ, b) Fiedel, c) Krummhorn, d) Laute, e) Hackbrett.

J. BRÜLSAUER, H. DRAEYER, Y. JOLIDON (Hg.), Alltag zur Sempacherzeit. Innerschweizer Lebensformen und Sachkultur im Spätmittelalter. Ausstellungskatalog des Historischen Museums Luzern (Luzern 1986), S. 100.

Weiterführende Literatur

- C. BRINKER, D. FLÜHLER-KREIS, Die Manessische Liederhandschrift in Zürich. Ausstellungskatalog des Schweizerischen Landesmuseums (Zürich 1991), S. 284ff.
- C. HOMO-LECHNER, Sons et instruments de musique au Moyen Age (Paris 1996).
- C. RIOT, Chants et instruments. Trouveurs et jongleurs au Moyen Age (Paris 1995).
- A. TAMBOER, Ausgegrabene Klänge, Archäologische Musikinstrumente aus allen Epochen (Oldenburg 1999).

Ein weiter Weg vom Orient über Spanien bis nach Zentraleuropa

Eine einfache Form der Laute war bereits den alten Ägyptern bekannt. Ab dem 9. Jh. spielte die Laute im Orient eine wichtige Rolle, wo in den Königspalästen gut bezahlte Sänger von drei bis vier Lautenisten begleitet wurden.

Ofenkachel mit typischer Minneszene: Ein Paar musiziert, die Dame spielt Harfe, der Mann die Laute (aus Arbon TG um 1470/80).

J. BRÜLSAUER, H. DRAEYER, Y. JOLIDON (Hg.), Alltag zur Sempacherzeit. Innerschweizer Lebensformen und Sachkultur im Spätmittelalter. Ausstellungskatalog Historisches Museum Luzern (Luzern 1986), S. 104.

Der Name Laute stammt aus dem Arabischen «al' ud», was Holz bedeutet. Dabei handelt es sich meist um eine sogenannte Kurz-



halslaute, die aus einem Stück Holz gefertigt wurde. Später ist die Laute aus mehreren Holzteilen zusammengesetzt: ein runder Korpus und ein angesetzter Hals mit abgewinkeltm Wirbelkasten. Die Noten sind in einer speziell für die Laute entwickelten Tabulatur geschrieben, die ebenfalls aus dem Orient stammt. Die Laute verbreitete sich in Europa durch die spanische Eroberung und ist heute noch über die Grenzen Nordafrikas hinaus beliebt (Klangbeispiele 1–3 auf der CD Musik und Text).

9 Anhang

Exkursionsziele

Museen

Ritterhaus Bubikon

Das Johannitermuseum Bubikon ist in einer ehemaligen Niederlassung des Johanniterordens untergebracht. Die Ausstellung rückt die historische Bedeutung der Kommende (selbständige Niederlassung eines Ritterordens) ins Zentrum. Diethelm von Toggenburg stiftete 1192 die Johanniterkommende. Der weitere Ausbau entstand nicht nach einem Gesamtplan, sondern erhielt seine heutige Gestalt durch Neu-, Um- und Anbauten vom 12. bis 16. Jh.

Link

www.ritterhaus.ch

Kyburg

Die auf einem Hügelsporn über der Töss thronende Burg wird 1027 erstmals erwähnt. Hartmann von Dillingen gelangte durch Heirat in den Besitz der Güter und der Burg, baute beides aus und nannte sich nach dem neuen Sitz Graf von Kyburg. Dieses Geschlecht wurde zur wichtigsten Adelsfamilie neben den Habsburgern und den Savoyern im Gebiet des heutigen Schweizer Mittellandes. Nach dem Tod des letzten Kyburgers 1264 sicherte sich Rudolf von Habsburg das Erbe. Die Habsburger verlagerten ihr Interesse später nach Osten (Kärnten, Niederösterreich), so dass im 15. Jh. die Stadt Zürich durch Kauf in den Besitz der Grafschaft gelangte, die sie als Landvogtei verwaltete. Bis 1798 amtierten vornehme Zürcher Bürger jeweils für sechs Jahre auf der Kyburg als Vögte, hielten Gericht und trieben die Abgaben ein.

Link

www.schlosskyburg.ch

Faltblatt

Von Kempththal auf die Kyburg. Archäologische Wanderung (1999), zu beziehen über die Kantonsarchäologie Zürich.

Lenzburg

Die Lenzburg zählt zu den ältesten und bedeutendsten Höhenburgen der Schweiz. Erste Erwähnung eines Lenzburger Grafen in einer Urkunde von 1036. Erste Erwähnung der Burg in einem Chronikeintrag von 1077. Ulrich IV. war der letzte Lenzburger; er hat die Burg vererbt an seinen persönlichen Freund, Friedrich I. von Hohenstaufen, genannt Barbarossa. Über Heiratsverbindungen, Erbgänge und Lehen gelangte sie an die Kyburger (1173–1273). Durch Heirat kam sie an die Habsburger (1273–1415). 1415 Eroberung durch Bern (Eidgenossen). Ab 1444 während über 350 Jahren diente sie als Landvogteisitz und damit als zentraler Verwaltungssitz, militärischer Stützpunkt und Grosslager für Korn.

Link

www.ag.ch/lenzburg

Schweizerisches Landesmuseum

Die archäologische Ausstellung «Vergangenheit im Boden – vom Anfang bis 800» bietet einen Überblick von der frühen Menschheitsgeschichte. Es werden bedeutende Hinterlassenschaften, Überreste vergangener Zeiten, Kulturen und Menschen präsentiert. Die mittelalterliche Epoche ist auch im kulturgeschichtlichen Rundgang insbesondere anhand von Öfen und Ofenkacheln thematisiert.

Literatur

Vergangenheit im Boden. Vom Anfang bis 800. Begleitheft zur archäologischen Ausstellung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich (Zürich 2000).

Link

www.musee-suisse.ch

Burgen

Literatur

TH. BITTERLI, D. GRÜTTER, Alt-Wädenswil. Vom Freiherrenturm zur Ordensburg. Schweizerische Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 27 (Basel 2001).



Kantonsarchäologie Zürich.

Burgruine Alt-Wädenswil

Urkundliche Ersterwähnung 1267. Einzelne Funde aus dem 12. Jh. deuten jedoch darauf hin, dass die Besiedlung des Burgplatzes wesentlich älter ist. 1287 veräusserte Freiherr Rudolf von Wädenswil Burg und Herrschaft an die Johanniterkommende Bubikon, die nach 1300 hier eine eigne Verwaltung einrichtete. 1550 Verkauf an Zürich.

Literatur

Der Turm zu Freienstein: 1254–2204. Jubiläumsschrift (Zürich 2004).

Burgruine Freienstein

Gut erhaltene Turmruine aus dem mittleren 13. Jh., um 1450 verlassen.

Literatur

A. MATTER, A. TIZIANI, J. WINIGER, Die Burg Schauenberg bei Hofstetten, Monographien der Kantonsarchäologie Zürich 33 (Zürich 2000).

Burgruine Schauenberg

Bei der ersten um 1200 durch die kleinadligen Herren von Schauenberg erbauten Burg handelte es sich um eine Holzburg, die im letzten Viertel des 13. Jh. einem Brand zum Opfer fiel. Danach ist ein massiver Turm am selben Ort erbaut worden. Nach 1331 ist Beringer von Hohenlandenberg als Burgherr nachgewiesen. Wegen seiner antizürcherischen Haltung nach der Brunschen Verfassung von 1337 ist die Burg Schauenberg vor 1344 zerstört worden.

Faltblatt

Die Burg Schauenberg bei Hofstetten (2001), zu beziehen über die Kantonsarchäologie Zürich.

Kirchen und Klöster

Beerenberg

Literatur

M. GRAF u.a., Hintergrund – Untergrund. Archäologische Entdeckungsreise durch Winterthur, Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 331 (Winterthur 2000), S. 138–143.

Konservierte Klostersruine. 1355 gegründet, im 16. Jh. verlassen und zerfallen.

Kappel am Albis

Gutes Beispiel einer Klosteranlage: Baubeginn des Zisterzienserklosters um 1210. Bedeutende gotische Kirche aus der Zeit um 1300, Klostergebäude in der Neuzeit umgebaut.

Link

www.klosterkappel.ch

Literatur

R. BÖHMER, Das ehemalige Zisterzienserkloster Kappel am Albis, Haus der Stille und Besinnung. Schweizerischer Kunstführer GSK (Bern 2002).



Fresken in der Stephanskapelle mit Wappen und Helmzier der Gessler von Brunegg. Auffällige Ähnlichkeit der Adlerköpfe mit der Globi-Figur. Deren Schöpfer wohnte im benachbarten Hausen am Albis, soll Globi aber ohne Kenntnis der Adlerköpfe in Kappel entworfen haben.

N. u. M. FLÜELER-GRAUWILER (Hg.) Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 1 (Zürich 1995), S. 455.

Winterthur – Stadtkirche

Vgl. Winterthur.

Zürich – Grossmünster

Vgl. Zürich.

Städte

Bülach

Landstädtchen. Stadtmauer an mehreren Stellen sichtbar. Heutige Kirche Neubau von 1508–1514, anstelle eines frühmittelalterlichen Gotteshauses. Besichtigung gut mit Wanderung nach Eglisau kombinierbar.

Glanzenberg

Stadtwüstung mit konservierter Ruine sowie Ruine der Burg. Nahegelegene Kloster Fahr und Burgruine Schönenwerd.

Winterthur

Diverse, im Führer «Hintergrund – Untergrund» erläuterte Besichtigungspunkte (z.B. Stadtkirche, Stadtbefestigung, Stadtanlage, Sodbrunnen).

Faltblätter

Archäologie in Bülach, Mittelalter (2000), zu beziehen über die Kantonsarchäologie Zürich.
Von Bülach nach Eglisau. Archäologische Wanderung (2001), zu beziehen über die Kantonsarchäologie Zürich.

Literatur

W. DRACK, Glanzenberg. Burg und Stadt: Bericht über die Freilegungs- und Sicherungsarbeiten von 1975 und 1980/81. Zürich: Stiftung für die Erforschung des Uetlibergs (Zürich 1984).

G. SIMMEN-KISTLER, Das Kloster Fahr AG. Schweizerischer Kunstführer, GSK (Bern 1988).

Literatur

M. GRAF u.a., Hintergrund – Untergrund. Archäologische Entdeckungsreise durch Winterthur. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 331 (Winterthur 2000), S. 76–131.

M. ILLI, R. WINDLER, Stadtkirche Winterthur, Archäologie und Geschichte (Winterthur 1994).

Faltblätter

Winterthur Obergasse (2000), zu beziehen über die Kantonsarchäologie Zürich.

Winterthur Steinberggasse (1999), zu beziehen über die Kantonsarchäologie Zürich.

Link

www3.stzh.ch/internet/hbd/home/erinnern/baugeschichtliches_archiv.html

Literatur

D. GÜTSCHER, Grossmünster Zürich. Schweizerischer Kunstführer, GSK (Bern 1983).

Zürich

Altstadt: Rundgang zu verschiedenen «archäologischen Fenstern» (z.B. Stadtmauer, Ehgraben, jüdische Wandmalereien an der Brunnengasse 8, Lindenhofkeller).

Grossmünster: Bedeutendste romanische Kirche auf Zürcher Kantonsgebiet.

Lindenhof: Neben den Häusern am südlichen Rand des Plateaus des Lindenhofs befindet sich ein öffentlich zugänglicher Keller, in welchem verschiedene Bebauungsphasen des Hügels sichtbar sind (spätromisches Kastell, früh- und hochmittelalterliche Pfalz). Der Schlüssel kann im Baugeschichtlichen Archiv abgeholt werden.

Weiterführende Literatur**Allgemein**

R. BARTLETT (Hg.), Die Welt des Mittelalters. Kunst – Religion – Gesellschaft (Stuttgart 2001).

H. BOXLER, J. MÜLLER, Burgenland Schweiz. Bau und Alltag (Solothurn 1990).

F. HÜRLIMANN, L. BAZZIGHER, Spuren der Kultur und Geschichte (Elgg 2001).

E. JACOBY (Hg.), Geschichte des Mittelalters. Bauern – Ritter – Priester – Bürger (Hildesheim 2002).

W. MEYER, Hirsebrei und Hellebarde (Olten 1985).

H. SPYCHER, M. ZAUGG, Das Frühmittelalter. Fundort Schweiz 4 (Solothurn 1986).

J. TAUBER, F. HARTMANN, Das Hochmittelalter. Fundort Schweiz 5 (Solothurn 1988).

I. F. WALTHER, Codex Manesse, Die Miniaturen der Grossen Heidelberger Liederhandschrift (Frankfurt a. M. 1988).

Kanton Zürich

N. U. M. FLÜELER-GRAUWILER (Hg.), Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 1 (Zürich 1995).

Weiterführende Links**Archäologische Institutionen**

www.archaeologie.ch

Handschriften lesen

www.adfontes.unizh.ch

Grösste Sammlung mittelalterlicher Bilder im Internet

www.imareal.oeaw.ac.at

Schweizerischer Burgenverein

www.burgenverein.ch

Kunstdenkmäler aller Epochen

www.gsk.ch